Ueber Westindien, dessen Kolonialwaaren, und deren Surrogate.

Von

E. A. W. v. Zimmermann.

Leipzig, 1811,
bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Vorrede.

Bei den vielfachen und den lebhaften Bemühungen mehrerer Geschäfts- und Staatsmänner wie auch verschiedener Schriftsteller, Surrogate für die Kolonialwaaren, besonders für das wichtigste Erzeugniß beider Indien, für den Zucker ausfindig zu machen, gab mir die neue schätzbare Reise des Hrn. le Dru Anlaß, einen Versuch zu wagen, die Sache von einem höhern Standpunkt zu übersehen, um dadurch einen größeren Gesichtskreis zu erhalten.

Es ergeben sich schon aus der einzigen genauern Uebersicht des in Europa eingeführten Zuckers Resultate, die wahrscheinlich mehreren Lesern auffallend seyn werden. Man ersieht zugleich nun daraus etwas deutlicher, wie viel oder wie wenig wir von dem bei uns in Europa gewonnenen Zucker zu erwarten haben. Ich wünschte, daß irgend ein unpartheiischer Sachkundiger bei hiezu hinreichenden Nachrichten und gehöriger Ruhe und Muse ähnliche Untersuchungen ebenfalls auf die übrigen Kolonialwaaren ausdehnen mögte, da mir hiezu fast alles Obige fehlt. Nach meinen geringen Einsichten wür-

den daraus sehr merkwürdige Resultate für den ganzen inneren Länderverkehr und für den ganzen Handel hervorgehen.

Schwerlich ließe sich indeß dergleichen unternehmen, ohne in den größten Handelsstädten die Einfuhr- und Ausfuhrlisten benutzen zu können, und selbst bei diesen blieben wir stets wegen des Schleichhandels um kein Unbedeutendes zurück. In dieser Rücksicht darf ich annehmen, daß, so groß auch die nach dieser Abhandlung sich ergebende Quantität des eingeführten Zuckers immer scheinen mag, dennoch eine ansehnliche Zahl von Centnern hiebei stets fehlen könnte.

Da diese Untersuchungen mehreren Lesern minder verständlich bleiben mußten, ohne das Vaterland der Kolonialwaaren selbst näher zu kennen, so schien es mir nicht unzweckmäßig, hier das eigentliche Westindien durchzugehen, und zugleich auf die furchtbaren Ereignisse und harten Kämpfe aufmerksam zu machen, unter welchen diese schönen Länder seufzten, bevor wir Europäer endlich zu dem Genuß ihrer trefflichen Erzeugnisse gelanget sind.

Br. den 10ten Jun. 1811.

E. A. W. v. Zimmermann.

Die

Kolonien Westindiens.

Dem Römer konnte es kaum glaublich scheinen, daß der Zucker, den er größtentheils nur als eine Seltenheit des Orients, als das Tabaxir oder Tabaschir der Bambusknoten kannte, (denn die Beschreibung des den Römern bekannten Zuckers paßt genau nur auf diesen, in dem Rohre selbst abgesonderten Zucker a), und den er größtentheils nur als Arznei gebraucht fand, dereinst ein so allgemein benutztes, daher allgemein gesuchtes Gut werden, eine solche Wichtigkeit erhalten könnte.

Ueberhaupt siehet man hieraus, daß die Menschheit noch in ihrer Kindheit stand, daß nämlich eine sehr große Menge, der unserm Geschlechte so vortheilhaften, zugleich den Gaumen hoch reizenden Naturerzeugnisse, aus Unkunde von den Alten vernachläßigt blieb. Denn, wie würde sonst das, nach allem was den Sinnen fröhnet, gierige Rom, es wohl unterlassen haben, sich solcher Producte, seinem Despotismus gemäß, zu bemächtigen, oder wenigstens hievon das Monopol durch Gewalt an sich zu reißen?

a) Succaron et Arabia fert, sed laudatius India. Est autem mel in harundinibus collectum gummium modo candidum, dentibus fragile, amplissimum nucis avellance magnitudine, ad medicinae tantum usum. Plin. Hist. Natur. Lib. XII. Cap. 8. Die hier bestimmt angegebene Größe der Stücke des im Rohre sich von selbst erzeugenden Zuckers, läßt keinen Zweifel übrig, daß auch nicht auf das entfernteste von unserm aus dem Zuckerrohr ausgepreßten Safte die Rede sey.

Es scheint aber höchst bemerkenswerth, daß dieses Hauptmaterial unserer heutigen Kolonien, der Zucker, den Abend- und Nordländern, obgleich sie ihn als Arznei kannten, dennoch damals noch nicht von einem so hohen Bedürfniß war, während es in mehreren Theilen des Orients nicht blos wie bei uns an dem Honig, sondern an mehreren höchst süßen Säften der Palmbäume, einen Stellvertreter fand, sondern auch von vielen dortigen Völkern aus dem wirklichen Zuckerrohr ausgesogen, und ausgekocht ward. Sogar die Südsee-Indianer bedienten sich dessen seit den ältesten Zeiten, und die Nordamerikaner setzten dafür schon bei ihrer Entdeckung den süßen Ahornsaft, und daher dessen Zucker, an seine Stelle.

Bei ruhigem, unbefangenem Ueberblicken der weisen Einrichtung der gesammten Weltordnung, dürfte man daher ohne Selbstigkeit für unser Geschlecht vermuthen, daß damals diejenigen Krankheiten, welche zu den septischen oder faulenden gehörten, noch nicht so allgemein verbreitet waren, daß nämlich die Säfte des Menschengeschlechts in dem kältern Norden und Nordwesten noch nicht mit so vielem Faulstoff im allgemeinen geschwängert gewesen, um der Verbreitung des Zuckers, jenes trefflichen Mittels zur Erhaltung der Gesundheit so sehr zu bedürfen.

Der mit jeder Periode weiter um sich greifende Verkehr der Nationen untereinander, die dadurch gegen einander ausgetauschten Moden, Sitten und vermeinten Bedürfnisse, brachten eine gänzliche Umwälzung bei unserm Geschlecht hervor. Der Mensch selbst ward verändert, andere Nahrungsmittel, andere Getränke, andere Lebensart brachten ein anderes Blut in Umlauf, andere Krankheiten brachen hervor, und andere Heilmittel wurden nothwendig.

Auf solche Weise konnten sich mithin Naturprodukte zu einer Nothwendigkeit, zu einer Allgemeinheit erheben, wovon die kurzsichtige, den Gang der menschlichen Natur nie im Ganzen beobachtende Vorzeit auch keine Ahnung hatte; sie konnten denn ein eben so wichtiger Gegenstand der Fehden zwischen Nationen werden, als das Gold selbst; und Länder, welche sie erzeugten, wurden der Zankapfel der größten Mächte. Von nun an legte ihr Besitz ein großes Gewicht in die Waagschale der Macht des Staats, dem sie angehörten.

Ein so nothwendig gewordenes Produkt könnte daher selbst die Vernachlässigung der goldreichen Bergwerke hervorbringen, sobald man einsah, daß diese nur eine ungewisse und unbestimmte, der Anbau von jenen hingegen eine jährliche, bestimmte Ausbeute auswürfe.

Und so war wirklich der Fall. Die ersten Spanier suchten Bergwerke auf den von ihnen entdeckten Inseln Westindiens. Sie fanden die Ausbeute wichtig, und zwangen die unglücklichen Indianer sie zu bearbeiten, allein so ergiebig sie auch damals sein mogten, man gab sie bald auf, der Anbau des Zuckers und anderer Kolonialwaaren überwog bald die Bearbeitung der Goldminen.

Von jetzt an wurden daher der westindische Archipel und dessen Inseln der Schauplatz anhaltenden Zanks, schrecklicher Kriege. Spanien hatte vormals die unschuldigen Originalbewohner, die einzigen rechtmäßigen Herren dieser schönen Länder, größtentheils aufgerieben. Von da an wütheten die Europäer selbst gegeneinander auf dieser geschändeten Erde, und hiebei machten sie sich auf eine neue, bisher unbekannte Weise strafbar. Der Mangel an Menschen, durch ihre Greuel geschaffen, sollte durch

eine neue Schändlichkeit wieder vergütet werden, durch das Stehlen, Rauben und in Eisenschlagen fremder Nationen, der Schwarzen, die niemals weder Amerika noch seine Mörder geahnet hatten! So muß der verfeinerte Bösewicht von der ersten Staffel des Lasters stets zu einer höhern steigen!

Gerechte Nemesis! wie hast du es aber dem Europäer vergolten! Denn diese schönen Inseln, unter dem heitersten Himmel, sind seitdem die Monumente von Millionen sich wechselseitig mordender Europäer, und in dem reinsten Zucker, in dem schmackhaftesten Kaffee, in dem nahrhaftesten Kakao, genießen wir stets das Blut unserer Voraltern, denn der Boden aller Pflanzungen ist ja damit auf immer gedünget.

Wahrlich lag fast von Anfang an der Arm Gottes schwer auf diesen Kolonien.

Kaum hatten sich die ersten Entdecker nach tausendfachen Schandthaten hier festgesetzt, kaum hatten sich außer den Portugiesen, die Holländer, die Franzosen und Engländer zu bedeutenden Handelsnationen erhoben, so sahen die Spanier bereits mit Eifersucht auf die Versuche hin, welche letztere machten, in einigen der bis jetzt von Europäern unbenutzt gebliebenen Inseln dieses schönen Archipels Fuß zu gewinnen.

Sie begannen sofort selbst die schweren anhaltenden Kriege gegeneinander. Ja es entstand sogar auf diesen Meeren und Inseln eine eigene Republik von Seeräubern, die da von allen übrigen europäischen Nationen bekriegt, diesen wiederum nicht nur mit furchtbarer Tapferkeit widerstand, sondern oftmals mit unmenschlicher Wuth, ihre

an den harmlosen Indianern verübte Greuel, auf das blutigste rächte.

Die Geschichten der Boucaniers und Flibustiers, worunter sich Montbars, Smith, Laurent, der Dieppische Peter der Große, Morgan, de Graeff u. a. auszeichneten, erregen sowohl Schauder als Bewunderung. Sie zeigen die Kraft und die Elendigkeit, die Höhe und die Niedrigkeit des Menschen. Der kühnsten Selbstaufopferung, der edelsten Uneigennützigkeit folgt oft augenblicklich bald die geschliffenste Mordsucht, bald die niedrigste Raubgierde! Nirgend als bei diesen Seeräubern sah man so auffallend, was der Mensch ist ohne feste Grundsätze, ohne Religion; dann ein Halbgott, dann hingegen das verworfenste aller geschaffenen Wesen!

Die Boucaniers und gleich nach ihnen die Flibustiers a) oder Freiböter, Gesellschaften von prinziplosen Wagehälsen mehrerer Nationen, hauptsächlich Franzosen und Engländern, traten mit einem wüthenden Haß, anfangs hauptsächlich gegen die Spanier auf. Die Spanier hatten nämlich gesucht, sie mit bewaffneter Hand von St. Domingo zu vertreiben, woselbst sie ihr Hauptgeschäft aus der Jagd des wildgewordenen Hausviehes machten.

Aber diese tollkühnen Menschen giengen unerschüttert ihren Gang zur Vernichtung aller spanischen Niederlassungen. Man sahe sie mehrmals mit geringer Mannschaft Festungen erobern, welche bisher für unüberwindlich gehalten wurden, und Flotten glücklich bekämpfen, die da

a) So hießen sie vom Boucaniren (durch Rauch trocknen) des Fleisches ihrer Jagden. Die Flibustiers hatten den Namen von ihren Flyboot, fliegenden Boot, nach Andern von Fryboot, Freybuter.

ihnen sowohl an Geschütz als Mannschaft 20 ja 30fach überlegen waren: Sie bildeten eine Art von Demokratie, und theilten auf die gewissenhafteste Weise die Beute. Den Verwundeten ward hiebei für ihren Verlust ein festbestimmter Ersatz zu Theil. So galt ein verlorner Arm 200 Thaler; ein Auge, ein Finger kostete die Hälfte u. s. w. Die gemachte Beute individuel zu schmälern, dieß ward mit Schmach und Verjagung aus der Gesellschaft bestraft. Auch hielt man genau auf ein gegebenes Wort, und man sah mitten unter den größten Greueln von Raub- und Mordsucht, daß bei diesen Menschen dennoch noch nicht alles Gefühl von Treue und Glauben vernichtet war.

So wild nun auch diese Seeräuber gegen alles Eigenthum auftraten, dennoch waren sie im Ganzen dem großen Gange der Menschheit zur Entwickelung, kein gänzliches Hinderniß.

Sowohl die Nautik als die Erdkunde verdankt ihnen sehr viel. Ihr langes, tägliches, kühnes Durchkreuzen des westindischen Archipels ja selbst eines großen Theils des Südmeeres gab uns die Kenntniß vieler kleinen Inseln, vieler gefährlicher Felsen, submariner Untiefen, und nur seit ihren oft verheerenden Zügen befuhr man diese Meere mit größerer Kunde und Sicherheit.

Die Inseln selbst, ihre Küsten sowohl als ihr Innerstes mußten aber begreiflich durch gescheidte Menschen viel genauer bekannt werden, die entweder hier völlig zu Hause waren, oder sie doch auf das fleißigste und genaueste besuchten und durchsuchten.

Die Zeit von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des achtzehnten war mithin für die Kunde des westindischen Archipels von großer Wich-

tigkeit, denn mit dem Utrechter Frieden, der die zuvor einander feindlich behandelnden Seemächte wieder vereinigte, sahen sich diese wilden Freiheitsmenschen verloren.

Die Inseln Westindiens selbst erhielten indeß hiedurch nur pausenweise Ruhe.

Sie hatten sich freilich vor diesem Frieden unaufhörlich wie Spielbälle bald dieser bald jener Seemacht zugeworfen gesehen, so daß eine und dieselbe Insel oft in einem einzigen Jahre bald den Engländern, dann den Caraiben, gleich darauf den Franzosen angehörte.

Dennoch war der Utrechter Frieden nicht vermögend unserm Archipel eine lange Ruhe zuzusichern. Schon 1718 loderte das Kriegsfeuer in St. Domingo, denn Frankreich suchte noch vor der Quadrupelallianz (1719) die Spanier von der Insel, wiewohl vergeblich, zu verjagen.

Die kleineren Antillen haben leider ähnliche Schicksale erfahren. Bald ermordete man die Caraiben, bald benetzten die Europäer diese schönen Länder mit eigenem Blute.

Auf eine zuvor unbesetzte Insel wähnte nun jede Seemacht gleiche Ansprüche zu haben, und selbst wenn Europa völlig in Frieden war, fiel man über das Eigenthum des Andern her. Als St. Lucia ohne Widerspruch von England, durch den Marschall d'Etrées von Frankreich aus in Besitz genommen, forderte es England im Jahre 1719, also bald nach dem Utrechter Frieden, zurück, ja es besetzte es 1722 sogar auf eine völlig feindliche Weise; und seit diesem Jahre sahe man zu verschiedenen Zeiten an einem Theile der Insel die englische, an dem andern die französische Flagge.

Solcher Beispiele wäre es ein Leichtes hier viele andere innerhalb der benannten Perioden beizubringen, wenn es nicht zu weit von unserm Zwecke führte.

Und waren nicht gleich nach dem Frieden von Bardez (1728) stets die Inseln auf das unglücklichste der wechselseitige Raub der Seemächte, sobald nur eine Mißhelligkeit unter ihnen ausbrach?

So ward ja in dem Kriege von 1740 nicht nur Cuba nebst dem übrigen spanischen Westindien von England hart mitgenommen, und 1743 zerstörte eben diese Seemacht auch den französischen Theil von St. Domingo.

Der in diesem Jahre erfolgte Aachener Friede setzte zwar diesen Calamitäten auch in Westindien ein Ziel; allein schon 1755 brach die Kriegsflamme weit heftiger über diese schönen Länder aus.

Der Krieg, welcher auf dem festen Lande von Amerika zwischen England und Frankreich anhub, hatte die traurigsten Folgen für die insularen Besitzungen des letztern. Martinique, Guadeloupe und alle von ihnen abhangenden Kolonien Westindiens wurden eine Beute des Siegers, und nur der Pariser Frieden von 1763 gab sie an Frankreich in sehr verödetem Zustande zurück.

Endlich gewährte die Vorsicht den schönen Ländern eine verhältnißmäßig lange Frist zum Wiederaufblühen. Sie ward durch die unglückliche Theilnahme Frankreichs an dem Familienzwist zwischen England und seinen Continental-Kolonien in Nordamerika beendigt. Der Krieg, der nun deßhalb im Jahre 1778 wiederum anhub, veranlaßte in den gesamten Inseln des westindischen Archipels die traurigsten Verheerungen und Zerrüttungen.

Durch den neuen Frieden im Jahre 1783 schienen sie nur eine feierliche Pause zu machen, um sechs Jahre darauf mit weit entsetzlicherm Unglück wieder hervorzubrechen.

Denn nun hub die entsetzliche Revolution Frankreichs an, und einer ihrer ersten Schritte war die Vernichtung der herrlichsten Kolonie des ganzen westindischen Archipels.

Die Bekanntmachung der sogenannten Menschenrechte zersprengte alle Ordnung, alle Sicherheit der hochblühenden Niederlassungen Frankreichs. Die Nationalversammlung, welche die Rechte des Menschen, aber nie die Pflichten des Menschen ausposaunte, verheerte den Fleiß von Jahrhunderten, brannte Pflanzungen, Dörfer und Städte nieder, hetzte die Menschen gegen einander wie wilde Thiere auf, würgte vielehunderttausende unschuldiger fleißiger Mitbürger, welche das Vaterland bis dahin selbst zum höchsten Wohlstande hinauf geführt hatten. Und wem ist es unbekannt, wie seit dieser Unglücksperiode diese herrlichste fruchtbarste aller Antillen ein blutiger Raub der Verheerung vielartiger Partheien geworden ist, und noch selbst anjetzt keine Ruhe genießt!

Doch wir wenden uns weg von den Folgen dieses Umsturzes, und der daraus entsprungenen Greuel, sie sprechen noch jetzt zu furchtbar in das Ohr des Menschenfreundes.

Weniger dürfen wir hier übergehen, was selbst in Zeiten der äußern Ruhe, in den Zeiten des Friedens der Seemächte untereinander, diese Kolonien in ihrem Innern für schreckliche Verwüstungen erlitten haben.

Die nothwendig geglaubte (vorzüglich seit 1517 im Großen) Einfuhr der Schwarzen aus Afrika, mußte begreiflich eine bedeutende Veränderung in Rücksicht des gan-

zen Haushalts der Inseln, ihrer Gesetze und ihres Anbaues hervorbringen.

Wären auch diese Fremdlinge bereits unter einem ähnlichen Klima wirklich Sklaven gewesen, wären sie auch in ihrem Vaterlande zu harter Arbeit von ihren Herren angehalten worden, so war einmal dieß stets ihr Vaterland, dessen Nahrung, Sitten und Religion seit ihrer Kindheit ihnen angeeignet waren; sie ertrugen das Joch ihrer eigenen Nation; sie nahmen es als ein väterliches, wenn gleich unangenehmes, Erbtheil. Aber der Leibeigene in Afrika ist weit weniger Sklav. Den sichersten Nachrichten zufolge strengt man ihn weniger zur Arbeit an, denn man bedarf deren nicht so viel; man bauet in dem reichen Boden nur zum täglichen Verbrauch. Allein, und hier liegt der große, harte Unterschied, die wenigsten der nach Westindien hinübergeschleppten Schwarzen waren in ihrem Vaterlande Sklaven. Diese freien Menschen, oft auf die niedrigste, härteste Weise geraubt und hinweggeschleppt, wie tief müssen sie nicht die Verwandlung ihres Zustandes fühlen? In enge stinkende Kerker der Sklavenschiffe unter dem glühenden Himmel zusammengedrängt, in Ketten gelegt, Krankheit und Tod neben sich, was für eine kaum unauslöschliche Rachsucht muß dieß in der Seele der übriggebliebenen, endlich auf den Inseln gelandeten entflammen? Und wie muß diese erhöhet werden, wenn nun der Sklavenhändler mit eiserner Stirn und Faust den Freund von dem Freunde, den Bruder von der Schwester, das Weib von dem Manne, das Kind von der Mutter unerbittlich trennt?

Wie untersteht sich der Weisse nur allein bei dieser Lage der Dinge, bei diesen empörenden Mißhandlungen

der menschlichen Natur, von dem Schwarzen etwas anders als dauernden Haß, verhaltene Rache und härteste Wiedervergeltung zu erwarten?

Dennoch erhöhet er stets seine Verbrechen gegen den unglücklichen Fremdling, der ihn nie zuvor beleidigte.

Daher dann auch die häufigen, ja, sobald man die gesammten Inseln überhaupt durchgeht, fast dauernden Entlaufungen und Empörungen dieser Afrikaner gegen die Weissen; daher die dadurch bald hier bald dort in die Asche gelegten Pflanzungen und Städte, und die Ermordungen der Herren.

Auf den kleinern Inseln konnte es indeß nicht schwer fallen, die empörten Neger wieder zu unterjochen. Die Europäer eilten von allen Seiten vermittelst ihrer Flotten den Pflanzern sehr leicht zu Hülfe.

Ganz anders stand aber die Sache auf den großen Inseln. Ihre bedeutende, oft weit vom Meere gelegene Gebirge boten den entlaufenen Sklaven Zufluchtsörter an, welche oftmals den Weissen, da sie diese unfruchtbaren unangebaueten Gegenden nicht kannten, wegen der schroffen Felsen und der darin verborgenen Höhlen kaum zugänglich waren. Man nennt die ihren Herren entlaufenen Neger M a r o n - Neger, welches Wort bald von M a r r a n o, auf spannisch ein junges Schwein, mit deren Jagd sich diese Flüchtlinge besonders beschäftigten, bald von S i m a r o n (ein Affe) abgeleitet wird, da diese Neger wie die Affen von wilden Baumfrüchten u. d. lebten.

Wie furchtbar nun diese Maron-Neger den Pflanzungen werden können, davon diene uns die Geschichte der Maron-Neger auf Jamaika, wenn gleich fast die kleinste der vier großen Antillen zum warnenden Beispiele.

Nachdem die Engländer im Jahre 1655 diese Insel den Spaniern abgenommen hatten, entliefen 5000 Neger ihren Pflanzungen, und flüchteten sich in das Gebirge.

Ungereizt überfielen sie nun von hieraus die Weissen, verheerten die Plantagen und mordeten ohne Ansehn des Alters und des Geschlechts die Besitzer. Zwar brachte man durch die gegen sie gesandten Truppen viele von ihnen zum Gehorsam. Allein die übrigen wuchsen schnell durch neue Ausreisser zu einer so furchtbaren Macht an, daß England sich genöthigt sahe, die Miliz von Jamaike mit mehreren Regimentern regelmässiger Truppen gegen sie zu verstärken. Denn diese Maron-Neger hatten nicht nur sehr vorzügliche Anführer gewählt, sondern ihre Lebensart hatte sie gegen jede Gefahr abgehärtet, und da sie jede Schlucht, jede Höhle, jede schwer zu ersteigende Höhe innerhalb der Gebirge, so wie jeden kleinen Waldstrom kannten und trefflich zu benützen verstanden, so brachten es selbst die kostspieligen Anstrengungen der Pflanzer nie dahin, diese verheerenden Kriege entscheidend zu beendigen. Sie hatten bis zum Jahre 1730 bereits auf drittehalb Millionen Thaler gekostet, und hätte nicht der gescheidte Gouverneur Trelawny, acht Jahre später, den Krieg gegen die Maron-Neger dadurch so furchtbar gemacht, daß er so viel möglich alle Gewässer abschnitt, sie mit eigens hiezu aufgezogenen Negerhunden aufspürte, und sich überall in den Waldungen Blockhäuser mit Besatzungen errichtete, so wäre es selbst damals noch zu keinem haltbaren Frieden zwischen den Pflanzern und ihnen gekommen.

In diesem Frieden, den ihr talentvoller Anführer, der Maron-Neger Cudjoe, im Jahre 1738 mit dem Gouverneur abschloß, mußte man ihnen dennoch eine eigene

Stadt oder Ortschaft zugestehen, so weit hatten diese entlaufenen Schwarzen es gebracht!

Der Frieden dauerte lange, nur erst 1795, da sich die Maron-Neger beleidigt glaubten, ward er gebrochen, und das Blutvergießen hub von neuem ab. Indeß war England dießmal weit glücklicher, die Klugheit des General Walpole, den Maron-Negern ihren Unterhalt, vorzüglich das nothwendige Wasser zu erschweren, und die Furcht der auf die Weise verkümmerten und ausgemergelten Schwarzen vor jenen gräßlichen Negerhunden, welche man ausdrücklich nebst eigenen Menschenjägern aus den spanischen Besitzungen hatte kommen lassen, bewog endlich die Maron-Neger sich unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geschenkt würde, zu ergeben.

Die Regierung hatte nur zu traurige Beweise der Furchtbarkeit dieser Schwarzen innerhalb des gebirgigten Eilandes. Sie wandte daher 150000 Rthlr. an, sie insgesammt nach Canada und Neuschottland hinüberbringen zu lassen. Dort theilte man ihnen Land- und Ackergeräthe zu, um sich ruhig anbauen zu können. So ward schon im Jahre 1796 diese schreckliche Menschenrace in brauchbare Kolonisten verwandelt, und Jamaika's Pflanzungen konnten ruhig gedeihen.

Dies Beispiel lehrt hinreichend, was der Europäer von dem gemißhandelten Neger nicht ohne Grund zu erwarten hat, und wie sehr, selbst ohne äußern Krieg die Kolonien Westindiens in steter Gefahr schweben.

Zugleich wird dadurch die Summe der durch diese Inseln unglücklich gewordenen Europäer beträchtlich erhöhet, und diese Zahl steigt ins unangebliche, wenn man endlich hiezu noch die Menge, welche dort das Klima, oder eigent-

lich ihre dem Klima zuwider laufende Lebensart, jährlich ins Grab wirft. Denn wenn es gleich nicht zu leugnen steht, daß in Westindien verschiedene ihm eigene Krankheiten herrschen, welche vorzüglich den nördlichen Fremden, den Europäern tödlich sind, wie z. B. das Pasino, das schwarze Erbrechen, der Tetanus der Kinder, u. a., so trägt doch die Lebensart der Pflanzer unendlich viel bei, ihre Schädlichkeit zu erhöhen und sie allgemeiner zu machen. Der Pflanzer, vorzüglich aber der neugangekommene Europäer, überläßt sich gewöhnlich der ausschweifendsten Lebensart, und setzt durch starke Getränke, große Schmausereien, Tanz und Frauenzimmer, die Masse, der in dieser heissen Sonne ohnedies zum Erhitzen und Gähren geneigten Säfte in tödtliche Bewegung.

So waren denn hundertjährige, nur pausenweise unterbrochene Kiege, steter innerer Kampf des Pflanzers gegen seine Sklaven, wollüstige, pestartige Krankheiten erzeugende Lebensart, das Loos der Kolonien von ihrem ersten Daseyn. Bleibt es hiebei doch fast unbegreiflich, wie sie diesen unendlichen Calamitäten dauernd Preis gegeben, dennoch zu ihrem heutigen Flor emporstiegen? Wie sie viele Millionen Menschen nährten, ungeheure Schätze erzielten, einen sehr großen Theil von Europa erhielten, und der ganzen Menschheit durch ihre heilenden, nahrhaften und reizenden Produkte stets unentbehrlicher wurden.

Sie sind abermals ein erstaunliches Beispiel, wie selbst der anhaltende Wahnsinn des Menschen ihn nicht zurücktreiben kann, den stets aufwärts drängenden Keim unserer Natur zur höhern Entwikkelung, ja wie oftmals gerade dann, wann die gestählteste Bosheit alles dagegen aufbietet, sie wider ihren Willen dem Feinde die

Waffen in die Hände giebt. Wer dürfte es daher wagen, selbst die ungeheure, verwüstende Umwälzung der schönsten, und bisher fruchtbarsten aller Antillen, den Umsturz von St. Domingo, als gänzlich für die Zukunft verloren anzusehen? Mögen doch eben unter dieser heutigen Anarchie der Schwarzen viele tausend Morgen zuvor unbebautes Land in Bewegung gesetzt, dereinst neue reiche Ernährungsquellen darbieten.

Mögen selbst diese Schwarzen, seit Jahrhunderten der Gegenstand der Grausamkeit und der Verachtung, hiedurch Gelegenheit finden, sich als Geschöpfe höherer Art zu zeigen, welche gleich ihrem weissen Mitbruder in der Weltordnung nach und nach eine grössere Vollkommenheit erreichen, und dem Ganzen nützlicher werden.

Kehren sie, wie es wahrscheinlich ist, zur bürgerlichen Ruhe nach tausendfachen Leiden wiederum zurück, dann tritt wohl eine neue Ordnung der Dinge dort auf. Der Weisse und der Schwarze sind auf die furchtbarste Weise belehrt, wie jede Ueberspannung zum Verderben führt, und so könnten dereinst vernünftige Gesetze und billige Nachgiebigkeit diesen trefflichen Archipel dem ganzen Menschengeschlechte sich darstellen, wie ihn bereits Columbus ankündigte, nämlich als den reizendsten Garten der Erde, zu herrlich, wie er sich selbst ausdrückt, als daß seine Feder es vermögte, eine ihm würdige Schilderung davon zu entwerfen.

Diesen Sitz der Schönheit und des unerschöpflichen Reichthums, einigermaßen kennen zu lernen, zu sehen, wie viel er der gesammten Menschheit werth ist, hiezu mögen folgende Grundzüge dienen.

I. Benennung und Eintheilung.

Nicht ohne Grund nennen die Engländer Westindien das ungeheure Becken, oder vielmehr den Archipel, welcher vom Golf von Paria in Südamerika gegen den 10ten Grad nordlicher Breite anhebt, und über Florida bis zu 27½ Gr. der Br. mit den Matotillen der Bahama Inseln endigt, in Westen aber durch das feste Land von Panama, Alt- und Neu-Mexico eingefaßt wird. Es war ja das in Westen gelegene Indien, welches Columbus in dieser Richtung vorzufinden hoffte, und wann man Amerika selbst damals nur für eine sehr große Insel ansah, so erhielten die Inseln unsers Archipels mit Recht den Namen der kleineren Vor-Inseln, welche von Europa her vor der größern gelegen waren. (Ante majores Insulas sitae) oder der Antillen.

Bleibe es unentschieden, ob in der grauesten Vorzeit, das große Becken, welches jetzt von diesen Inseln und dem dünnen Gebirgslande des Continents gebildet ist, eine einzige Masse festen Landes ausgemacht habe, welche durch einen mächtigen Meeresstrom, verbunden mit dem starken Umschwung der Erde unweit des Aequators, zertrümmert worden sei; genug diese Zertrümmerung ist jetzt wirklich vorhanden, und ihre größeren und kleineren Bruchstücke liegen, unter der mannigfaltigsten Gestalt vieler hundert Inseln, vor unsern Augen.

Sie bilden einen großen Bogen, mit der Höhlung nach Westen gekehrt, und sind von der Natur selbst in verschiedene Abschnitte getheilt. Von Süden an gerechnet hebt die erste Abtheilung nordwärts der großen Insel Trinidad, mit der kleinen Tabago an, und läuft

bis gegen Porto Rico nach Norden hinauf. Die hierunter begriffenen Inseln heissen noch jetzt von ihren früheren Bewohnern, die Caraibischen Eilande, obgleich die nordwestlichsten von der Insel Virgin Gorda an, die Jungfern-Inseln (Los Virgines) benannt werden, ein Name, den sie bereits bei ihrer Entdeckung von Columbus zu Ehren der eilftausend Jungfrauen erhielten.

Eine Unterabtheilung darf hier nicht übergangen werden, da sie häufig vorkömmt, nämlich die Eintheilung in die Inseln im Winde (Windward Isles. Isles du Vent) d. i., welche dem starken Ostwind ausgesetzt sind; sie sind die südlichsten der Caraiben und stehen am weitesten gegen Osten hinaus; da hingegen die zweite Abtheilung, die Inseln unter dem Winde (Leeward Isles. Isles sous le Vent) die nordlichsten gleich über Martinique weniger hievon leiden.

Gleich hierauf folgt nordlich, und noch mehr nordwestlich die zweite Hauptabtheilung, die der vier großen Antillen, Porto Rico, St. Domingo jetzt nach ihrem ursprünglichen Namen Hayti genannt, dann die größte Insel des ganzen Archipels, Cuba, und ihr in Süden endlich Jamaica.

Diese 4 großen Antillen machen gleichsam einen innern, gegen das Continent hin gestreckten Länderstrich aus, während daß nordlich die Reihe der kleineren Inseln, der Bahama-Inseln als ein sie gegen Osten schützender Wall von Trümmern des ehemaligen Landes nach Norden, bis über den 27ten Breiten-Grad längst Florida hinaufläuft. Zwischen dieser nordlichen dritten Abtheilung und dem festen Lande ist denn jener berühmte Kanal, in welchem der Golf-Strom von Florida die Gewässer so heftig

treibt, daß man selbst auf 400 Meilen weit seine Wirkung spürt, und die von Europa kommenden Schiffe oft um 15 deutsche Meilen in einem Tage zurückhält.

Es wäre eine unnütze Arbeit, die Summe dieser Inseln und einzelnen Felsen angeben zu wollen, woraus die obenangeführte Anzahl dieser drei Abtheilungen der Antillen besteht; sie betragen wenigstens einige Hundert. Wir zeichnen hier nur diejenigen mit wenigen Worten aus, welche der Europäer vorzüglich benutzt.

In Süden verdient zuerst die große Insel Trinidad, seit 1801 unter englischer Botmäßigkeit, erwähnt zu werden. Sie wird nicht eigentlich zu den hier aufgeführten Antillen gerechnet, sie schließt aber wirklich ihren ganzen Bogen, und tritt in dem Golf von Paria sehr nahe an das feste Land von Amerika an. Trinidad hält über 66 deutsche Meilen im Umfange, die Gebirge, welche untereinander parallel von Westen nach Osten über sie hinlaufen, liefern gutes Schiffholz. Berühmt ist diese, wahrscheinlich volkanische Insel, vorzüglich wegen eines großen Asphalt-Sees am Cap la Brea, von drei englischen Meilen im Umfange. Der Asphalt wird als Schiffspech stark benutzt, auch zeigen sich an andern Orten Quellen von flüssigem Erdpech. Ebenfalls findet sich im Innern eine ansehnliche Salz-Lagune. Im Jahre 1801 war der Ertrag von Trinidad 69,551 Centner Zucker; 19,557 Gallon Rum; 3327 Cent. Caffee, und 1,239000 Pfund Baumwolle. Die Bevölkerung ist im Wachsen; von 16553 Seelen, worunter 10000 Negersclaven, war sie schon auf 38000 gestiegen.

Von hier aus liegt in einem Abstande von 9 Meilen (lieues) die südlichste der Antillen, der Inseln unter

dem Winde, Tabago, durch den heutigen Krieg von Neuem Frankreich entrissen. Sie hält nur 10 Meilen (lieues) in die Länge, und gab dem Mutterlande 3 Millionen Liv. an Colonial-Waaren.

Sodann folgen nordwestlich, den Britten gehörend, Grenada und die kleineren Grenadillen, der letztern rechnet man 30. Grenada ist etwa 5 deutsche Meilen lang, aber nur halb so breit. Der Betrag ist an Zucker und Caffee etwa 600000 Pf. Sterling werth. Die gut erbauete Hauptstadt heißt St. George.

In gerader Linie kommt man nordwärts zu der Insel St. Vincent. Sie ist besonders deßhalb merkwürdig, weil ein Mittelschlag Menschen, von Negern und den rothen Caraiben erzeugt, daher unter dem Namen der schwarzen Caraiben bekannt, einen großen Theil dieser fruchtbaren Insel besitzt. Von den 84000 Morgen Landes der ganzen Inselfläche, sind den Britten nur etwas über 23000 eigen, eben so viel den schwarzen Caraiben, und der Rest liegt unangebauet. Die ausgeführten Kolonialwaaren betragen 200000 Pf. Sterling.

Gegen 25 Seemeilen nach Osten liegt hier gegenüber die brittische, bedeutende Insel Barbadoes (30°10′ n. Br. 59° w. von London. Auf ihrer Fläche, von etwas über 106000 Morgen Landes, werden für 550000 Pf. Sterling an Zucker, Rum, Baumwolle, Ingwer und Aloe, von 60000 Negern gebauet; denn Caffee liefert sie nicht. Die übrigen Einwohner betragen nur noch ¼. Die Hauptstadt Bridgetown führt einen sehr lebhaften Handel.

Von St. Vincent gerade nach Norden in einem Abstand von 6 Seemeilen finden wir die französische Insel St. Lucie. Sie hat zwei gute Häfen, hält über 20000

Menschen, und giebt für 4 Millionen Liv. an Kolonialwaaren.

Zehn Seemeilen nordlicher ($14\frac{1}{2}°$ Breite) folgt die treffliche französische Insel Martinique. Deutlicher als auf andern Inseln sieht man ihren Gebirgen uud schwarzen Felsen den vulkanischen Ursprung, oder wenigstens die vom Feuer erlittenen Zerstörungen an. Ihre ovale Figur von 16 Lieues Länge, ist vom Meere stark eingeschnitten. Fort Royal und St. Pierre sind die beiden wichtigsten Orte. Vor der Revolution hatte sie eine Bevölkerung von 90000 Menschen; hierunter 73400 Neger und 4850 Mulatten. Der ganze Ausfuhrwerth in Kolonialwaaren, worunter besonders der Kaffee berühmt ist, betrug jährlich 24 Millionen 640000 Livres. Pflanzungen hielt sie 1515.

Dominica, vom Columbus so genannt, weil er sie an einem Sonntage entdeckte, 7 Meilen nordlicher, ist eine schöne englische Besitzung von 29 engl. Meilen Länge, etwa 16 breit, liefert auf einer Arealfläche von 186436 Morgen Landes, durch die Arme von 15000 Negersklaven, über 300000 Pf. Sterling an Kolonialwaaren aller Art, vorzüglich Cacao, Zucker, Kaffee und Baumwolle. Roseau ist die Hauptstadt.

Gleich nordlich von hier beginnen die Kolonien der Franzosen, z. B. Desiderade, les Saintes, und Marie Galante, sehr kleine Inseln, welche nur wenige Meilen (Lieues) von der Hauptinsel Guadelupe entfernt sind. Jene letztere kleine südliche Insel bauet mit etwa 7000 Neger und nur $\frac{1}{10}$ Weisser, hauptsächlich Zucker. Guadelupe selbst ist aber dem Mutterlande von großer Wichtigkeit. Diese größte der sogenannten Caraibi-

schen Inseln unter 16½° n. Br. hält gegen 10 deutsche Meilen in die Länge, und über 6 in die Breite. Sie besteht aus zwei Theilen, welche aber durch einen sehr schmalen Meeresarm, 19 bis 20 Toisen breit, getrennt sind, den nur kleine Fahrzeuge benutzen können. Der kleinere Theil (Basse Terre) mit dem Hauptorte gleiches Namens, ist fruchtbarer als der größere (Grande Terre). Auf letzterer ist die Ortschaft Point de Pitre wichtig.

Die Insel hat hohe furchtbare Gebirge, wahrscheinlich größtentheils volkanisch. Dieß bezeugt besonders der berühmte Schwefelberg la Soufriere. Im Jahre 1787 betrugen die Exporten, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Leder, Cassia und Schildpatt, 510014 Pf. Sterling.

Unter den kleinen, gleich in Norden folgenden Inseln verdienen, von denen, welche England gehören, hier nur besonders bemerkt zu werden, Antigoa als der Sitz des Gouverneurs aller Inseln unter dem Winde, daher hier auch eine Garnison von zwei englischen Regimentern. Die Insel hält 59858 Morgen Landes, und der Werth der darauf gebaueten Kolonialwaaren, vorzüglich Zucker, beträgt gegen 600000 Pf. Sterling. Die Anzahl der Neger ist gegen 38000, die der Weissen nur etwas über drittehalb Tausend. Auch hier haben die Mährischen Brüder eine Mission, welcher die Engländer sehr ehrenvoll erwähnen.

Zwei kleine, aber nicht unfruchtbare, brittische Inseln folgen gleich darauf in Nordwest, Montserat und Nevis. Erstere gegen drei Seemeilen lang, bauet auf 30000 Morgen Oberfläche, wovon ein großer Theil gebirgig ist, gegen 3000 Oxhoft Zucker, außer 1107 Puncheon's Rum und 275 Ballen Baumwolle. Nevis, sichtlich vol-

kanisch, liefert nur allein Zucker jährlich 4000 Oxhoft. Der Ertrag dieser beiden kleinen Inseln war im Jahre 1788 etwas über 214000 Pf. Sterling.

Zwanzig Seemeilen von Antigoa nach Westen, liegt St. Christopher, unter $17\frac{1}{4}^\circ$ n. Br., gewöhnlich abgekürzt, St. Kitts genannt. Sie hat die Gestalt einer Keule mit einem dünnen Handgriff in Süden, und ist besonders berühmt, wegen des außerordentlich zuträglichen Bodens für den Zuckerbau. Man weiß, daß oftmals ein einzelner Morgen Landes 8000 Pfund Muscovade geliefert hat. Die ganze Insel hält nur 43726 Morgen Landes. Hievon werden etwa 17000 mit Zuckerrohr bepflanzt, 4000 bleiben für Weiden und nur sehr wenig für Baumwolle; das übrige Land besteht aus öden Gebirgen, volkanischer Natur. 26000 Neger und 4000 Weisse erzielen hier für $\frac{1}{2}$ Million Pf. Sterling Werth, größtentheils an Zucker. Ein Lagun an jener schmalen südlichen Erdzunge gewährt ihr Salz.

Fast einen Längengrad westlicher unter 16° 40′ n. Br. liegt Barbuda, eine unbedeutende Insel, die der Familie des General Codrington gehört. Das Hauptgeschäft der dortigen Kolonie besteht in der vorzüglichen Gewinnung von Lebensmitteln für die Seefahrer.

Ein Paar sehr kleine Inseln der Nachbarschaft von St. Christopher gewähren dagegen größere Vortheile. Dieß sind die holländischen Inseln St. Eustach und Saba. Man schätzt die von ihnen dem Mutterlande zugeführten Kolonialwaaren weit über 5 Millionen holländ. Gulden.

Die kleinere Insel St. Barthelemi ward 1801 von Frankreich an Schweden abgetreten, und St. Martin gehörte Holland und Frankreich gemeinschaftlich.

St. Croix, bald den Holländern, Engländern und Franzosen gehörend, ward zuletzt ein Eigenthum Dännemarks. Es liegt westlich etwa 15 Seemeilen von Portorico, der ersten der großen Antillen, und hat in der Länge von Westen nach Osten gegen 7 deutsche Meilen, seine Erstreckung nach Süden beträgt nur 2 Meilen. Dennoch liefert es 150000 Centner Zucker, über 1 Million Thaler an Werth; die Berichte der mährischen Brüder, welche hier eine bedeutende Mission haben, geben 24 bis 30000 Oxhofte an, welche von 22244 Negern gewonnen werden.

Die zuvor im Allgemeinen angeführten Jungfern-Inseln, einige 100 an der Zahl, enthalten nur viere, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen: nämlich Spanishtown, Tortola, St. Jan und St. Thomas.

Die beiden der Jungfern-Inseln, welche England gehören, Tortola und Virgin Gorda liefern an Kolonialwaaren, vorzüglich an Zucker, den Werth beinahe von 1½ Million Pf. Sterling.

Von beiden dänischen Inseln St. Jan und St. Thomas gewinnt man aber etwa halb so viel Zucker als von St. Croix. Die Häfen sind Freihäfen.

Wir dürfen mehrere kleine, der Jungfern-Inseln und der zwischen ihnen und den großen Antillen gelegenen Inseln übergehen, da ihr Werth unbedeutend ist.

Unter den vier großen Antillen stoßen wir hier zuerst auf die spanische, auf Portorico. Da dies Werk des Hrn. le Dru umständlich davon handelt, so dürfen wir sogleich zu der nächsten, zu St. Domingo übergehen.

Diese reichste Insel liegt, das kleine benachbarte Inselchen de la Savre mitgerechnet, der Breite nach vom 18ten Grade bis fast zum 20ten, die östlichste Spitze wird auf

68° 40′ westlich von Greenwich angegeben, und so erstreckt sich die Insel nach Westen beinahe durch sechs Längengrade, ihre Erstreckung wäre in dieser Richtung fast das Dreifache von der von Norden nach Süden.

Im Nordosten findet sich die kleine Halbinsel Samana, nur durch einen sehr schmalen seichten Arm mit der Hauptinsel verbunden, nach einigen Karten ist sie eine wirkliche Insel. Sie diente den Flibustiers anfangs zum Sitze, und gewährt noch jetzt den Schiffen einen guten Landungspunkt.

St. Domingo ist sonderbar gebildet. Das Meer hat es in Westen tief ausgehöhlt, und dadurch läuft von hier, durch mehr als zwei Grade, eine breite Erdzunge, wie ein Handgriff hervor. Dieser schmale Arm war vormals ganz französischen Antheils, der breitere, fast parallelogrammenartig geformte Theil, größtentheils spanisch. Auch betrug bekanntlich Frankreichs Antheil nur etwas über ¼ des spanischen. Die ganze Insel ward auf 4900 Quadratmeilen (Lieues) berechnet.

Das Innere hat beträchtliche Gebirge, hierunter viele, kühnaufgethürmte romantische Felsen, und wenn auch hievon mehrere ein volkanisches Ansehen haben, so deuten dennoch die Bergketten auf ältern Ursprung. Sie senden mehrere nicht unbedeutende Flüsse in die großen Ebenen (los Llanos), die dadurch, von höchster Fruchtbarkeit, fast alle tropische Früchte in höchster Vollkommenheit darbieten.

Vormals suchte und fand man in diesen Bergketten Goldminen; sie gaben bis auf 100000 Pf. Sterling Ausbeute. Dennoch hat man nachmals diesen Gewinn gegen den größern und sicherern des Anbaues der fruchtbaren

Erde, aufgegeben. Diese Fruchtbarkeit ist so groß, daß die Franzosen ihre Kolonialwaaren um 15 pr. Ct. wohlfeiler geben konnten, als selbst die fleißigen Engländer.

Die erste Stadt, St. Domingo, blieb auch wegen der von dem großen Entdecker so trefflich gewählten Lage, selbst nachmals stets die Hauptstadt des spanischen Antheils. Sie ist romantisch auf einer Felsenbank an der Südküste in einem Halbkreis am Hafen gelegen, den der Fluß Ozama bildet, und wird auf beiden Seiten von Felsengründen geschützet. Neben ihr die treffliche, reichste Ebene (los Llanos) 90 Meilen lang und 30 breit. Ueppige Weiden voll des schönsten Hornviehs, Waldungen von Mahagony, Orangen- Cacao- und Kaffeebäumen machen die Umgebungen. Dabei der schöne Fluß, und durch die hohe Lage fast stets ein erquickender Wind, wie laut spricht dieser treffliche Fleck der Erde zum Lobe des Erbauers!

Der Hauptort des kleinen französischen Antheils, war Cap François. Auch er lag an einem vorzüglichen Hafen, und die von den Gebirgen herabströmenden Gewässer gaben Erfrischung und Fruchtbarkeit.

Die schön gebauete Stadt hat 30 gerade Straßen unter rechten Winkeln, und 900 bequeme, steinerne Häuser.

Dieser bei weitem kleinste französische Theil der Insel lieferte im Jahre 1791, über 163 Millionen Pfund Zucker außer 29000 Pfund Syrup und 303 Bariquen Zuckerbranntwein; 68 Millionen Pfund Kaffee, 6 Millionen Pfund Baumwolle, 930000 Pf. Indigo, und 130000 Pf. Cacao nebst Spezereien, u. dgl. Diese Waaren zusammengenommen wurden für mehr als 32 Millionen Thaler in Frankreich verkauft. Eine neuere Angabe von 1802

setzt den Werth der Exportation auf 4,765129 Pf. Sterling, also hatte es schon damals abgenommen.

Dieß alles war der Erwerb von 455000 dortiger Neger, unterstützt durch 16000 Pferde und Maulthiere und 12000 Stück Hornvieh. Daneben fanden sich 6 Gerbereien, 370 Kalchöfen, 29 Topfbrennereien und 36 Ziegelöfen.

Das Grundkapital jenes bewunderungswürdigen Ertrags schätzte man im Jahre 1791 auf 1487 Millionen Livres oder auf 372 Mill. Thaler.

Und wo ist er jetzt, dieser erstaunliche Schatz, der da Millionen Menschen im Mutterlande ernährte und beglückte?

Denn hier war nicht bloß die Rede von dem Pflanzer und von dessen Theilhabern im Mutterlande; nicht bloß von dem Groß- und Detailhändler, der dadurch lebte, hier kommt die weit größere Menschenmasse in Anschlag, die zum Verführen der Kolonialwaaren, zum Transport der Waaren des Auslandes, also der viel hunderttausend Fabrikanten aller Art, welche der Insel jährlich für einige dreißig Millionen französische Waaren lieferten; die viel Tausend Matrosen, Schiffbauer und dahineinschlagender Arbeiter. Dann übersehe man, wo möglich ohne Seufzen, den kaum zu schätzenden Verlust!

In Nordwesten liegt zunächst an dieser, jetzt seine vormalige Negersklaven als Oberherrn anerkennende Insel, die größte aller Antillen, Cuba, zwischen dem 20ten und 23ten Gr. der Breite. Dagegen nimmt sie von Osten nach Westen die große Strecke von mehr als 11 Längengraden ein, denn das östlichste Cap Mayzi, liegt unter 73° 25′ das westlichste St. Antonio hingegen unter 84° 40′ von Greenwich, ja andere Karten legen letzteres noch weiter

nach Westen. Templemann berechnet ihre Oberfläche auf 2400 deutsche Quadratmeilen. Die spanischen Nachrichten geben ihr einen Umfang von 600 Seemeilen.

Die Gestalt zeigt einem sich von Osten nach Westen hinüberbiegenden Ast, auf einer sehr breiten Grundfläche, welche fast gänzlich auf dem 20ten Breitengrade ruhet.

Cuba bei seiner ausnehmenden Größe als Hauptland angesehen, ist von einer außerordentlichen Menge kleiner Inseln, Felsen und Riefen, wie von Hundert Satelliten umgeben. In Süden liegen besonders jene reizenden Inselchen, welche Colombus die Gärten der Königinn nannte; und ihnen queer über in Norden am Kanal von Bahama, die Gärten des Königs. Von größern Nebeninseln verdient höchstens die in Südwesten gelegene Fichteninsel (Isla de Pinos) angeführt zu werden.

Das Innere hat beträchtliche Gebirge; eine Kette derselben läuft ältern Karten zufolge der ganzen Länge der Insel nach darüber hin. Auch zeigen sich einzelne Gebirgszweige.

Diese Gebirge sind nicht arm an Mineralen. Sie lieferten in ältern Zeiten 2000 Centner Kupfer; es wurden die Kanonen des Hauptforts der Havana, El moro, daraus gegossen.

Die ersten Spanier ließen auch die unglücklichen Indianer, welche sie noch übrig gelassen hatten, in den dortigen Goldminen arbeiten. Dennoch muß der Metallwerth überhaupt nicht hinreichend groß gewesen seyn, denn jetzt besteht der Werth dieser Insel wie bei allen Antillen, in den Pflanzungen.

Diese Gebirge geben indeß keine bedeutende Flüsse: vielleicht da das Land nur schmal ist, erreichen sie das

Meer zu früh, um durch Zusammenfließen mehrerer kleinen Flüsse beträchtliche Ströme bilden zu können.

Uebrigens fehlt es dennoch der Insel nicht an Bewässerung, man zählt der Flüsse und stehenden Gewässer aller Art zusammen 148.

Cuba ist in zwei Gouvernements getheilt. Die eigentliche Hauptstadt die Havana, ist aber nicht für die Insel selbst, sondern für das große spanische Amerika, und daher für Europa von der höchsten Wichtigkeit; denn sie ist einer der ersten Stapelorte der ganzen Erde.

Hier müssen alle Waaren beider Welten, welche nämlich für das spanische Amerika verpackt, niedergelegt, registrirt, und von hier aus versandt werden.

Der Hafen ist einer der sichersten, wenn gleich nicht gänzlich gegen Orkane geschützt; er ist dabei so groß, daß er 1000 Fahrzeuge aller Art beherbergen kann. Zwei Forts, das Castel El Moro, und das nur erst 1763 erbaute D. Carlos, ausser einer Anzahl kleinerer Schlösser der benachbarten Hügel schützen ihn.

Die Stadt liegt an der Westseite, und wird von den beiden Armen des Flusses Lagida benetzt; dennoch ist Mangel an gutem Trinkwasser. Sie hat 2000 niedrige Häuser, und hält auf 36000 Einwohner.

Das wichtigste Gebäude ist die berühmte Tabaksfabrik, welche 200000 Piaster zu erbauen gekostet hat. Ausser dem Pallast des General-Capitains und einer Menge prächtiger Kirchen und Klöster, sind hier noch zu bemerken: die Universität; das See-Arsenal; die Schiffs-Magazine, und ein großes Hospital.

Die Mischung so vieler Nationen und Menschenracen erregt Bewunderung. Weisse sieht man indeß selten zu

Fuße, und Frauenzimmer von Stande bei Tage gar nicht.

Alles, was Aufklärung heißt, steht hier noch weit zurück. Selbst die Vergnügungen sind nur Hahnen- und Stierkämpfe, Gaukler und herumirrende Comödianten, da das eigentliche Theater nach Mexico gewandert ist.

Allein der Handel bringt alles in die größte Bewegung, denn von hier aus erhalten die 500000 Menschen, welche die Insel bevölkern, alle europäische Bedürfnisse, und da es mehrere ansehnliche Städte, z. B. St. Jago, gewöhnlich die Hauptstadt genannt, Buracoa und Puerto del Principe, jede von 30000 Einwohner giebt, so ist der Luxus groß.

Cuba, gehörig angebauet, wäre im Stande, den Handel der meisten übrigen Inseln zu überwältigen. Glücklicherweise für England und Frankreich war dieß bis jetzt nicht der Fall. Das Innere des großen Landes ist kaum bekannt. Daher dort noch viel wildes Hornvieh; die Häute warfen über 130000 Livres ab. Der Tabak, sonst ein Regal, brachte in den früheren Jahren 18750 Centner. Nachmals nahmen sich aber die Zuckerplantagen, so wie einige der übrigen Kolonialwaaren sehr auf. Von 1764 bis 70 war der Ertrag des Zuckers auf 240000 Centner. Während des letzten Krieges und des Falles von St. Domingo stieg dieser Anbau bis zu 1 Million Centner, welcher, der Centner Rohzucker nur zu drei Piaster gerechnet, bereits 4 Millionen Thaler abwarf.

Hinzu setze man den Cacao, und selbst das Wachs. Es ist nämlich sehr merkwürdig, daß die von Florida 1764 hieher verpflanzte europäische Biene sich so ausser-

ordentlich vermehrt hat, daß bereits 1794 gegen 20000 Aroben (jede zu 25 ℔) Wachs ausgeführt ward.

Zuletzt kommen wir zu einer zwar weit kleinern, aber dem Werth des Anbaues nach höchstwichtigen, in Süden von Cuba gelegenen Insel; dieß ist Englands Jamaica.

Sie ist unter 18°12′ n. Br. und 77°50′ westl. v. Gr. gelegen, und hält etwas über 2 Millionen (2,080000) Morgen Landes. Hievon ist beinahe dritthalb hundert tausend ödes Gebirgsland. Die sogenannten blauen Berge, welche von Osten nach Westen über die Insel hinlaufen, haben eine Höhe von 8000 Fuß; und auf der Hälfte dieser Höhe hören die tropischen Früchte bereits auf. Das Thermometer sonst in Westindien gewöhnlich auf 80 Grad Fahrenh., sinkt hier bis auf 44; hier ist ein europäisches Klima. Wenn gleich 1,900000 Morgen Landes von der Krone zum Anbaue vertheilt worden sind, so waren im Jahre 1789 dennoch nur 1,740000 wirklich bebauet. Allein wie wußte der anhaltende Fleiß der Britten diese zu nutzen, obgleich der Boden bei weitem dem von St. Domingo an Fruchtbarkeit nachsteht!

Selbst die flachen Höhen, wo sogar das Klima den Anbau der Kolonialwaaren verbietet, geben reichen Gewinn.

So strotzt die hohe Peters-Ebene (Pedro Plain) mit kurzem Grase überwachsen, von dem trefflichsten Wollenvieh, dessen Fleisch selbst dem Hammelfleisch des Mutterlandes gleich kommt, und von wild gewordenen Pferden, welche mit Schlauheit eingefangen, von großem Nutzen sind. Auch gedeihen hier viele europäische Früchte auf das Vollkommenste.

Das untere, für Kolonialwaare brauchbare Land gewährt aber den gültigsten Beweis von dem hohen Werthe ausdauernden Fleißes und vernunftvollen Berechnens.

Im Jahre 1791 wurden von den erzielten Früchten ausgeführt, an Kaffee 18 Millionen Pfund, an Zucker, den Syrup ungerechnet, 840584 Centner, und an Baumwolle 2 Millionen Pfund. Der Gesammtwerth der ausgeführten Waaren betrug 2,136440 Pf. Sterling, also auf 12 Millionen Thaler.

Die Anzahl der Schiffe, welche dieser Handel in Bewegung setzt, war 400, zusammen von 78865 Tonnen, und 8829 Matrosen.

Doch nicht genug. Man hat selbst mehrere der vorzüglichsten Gewürze Ostindiens hieher verpflanzt. Der Admiral Rodney brachte 1782 den Zimmtbaum ein, und er ist über mehrere Theile verbreitet. Der Patriotismus des berühmten Banks führte hier die nahrhafte Frucht des Brodbaums ein, und selbst das Zuckerrohr von Taheite, da es das westindische an Ergiebigkeit übertrifft, ist nebst mehreren schätzbaren Früchten Asiens, z. B. des Sago's, der Mango, der Pompelnuß, hier, so wie auf andern brittischen Inseln dieses Archipels einheimisch gemacht.

Freilich gedeihen solche denn nur durch strenge Ordnung, gute Behandlung der Arbeiter und ununterbrochene Thätigkeit.

Und hierin geben die Einrichtungen auf Jamaika allen Nationen ein preiswürdiges Beispiel; besonders die Behandlung der Neger selbst.

Seit 1787 sind strenge Verordnungen gegen die harte Behandlung der Neger dort erlassen, und Edwards

führte schon 1793 mehrere Beispiele an, wie einige Herren, welche sich gegen ihre Neger Grausamkeiten erlaubt hatten, schwer bestraft, ja selbst hingerichtet waren.

Die Neger haben ihre Freistunden, um für sich selbst gewinnen zu können; und auf einigen andern Inseln Englands sind eigene Gerichte zum Schutz der Sklaven errichtet. Rechnet man hiezu, daß hier die Neger gut gekleidet und gut ernährt werden, so ergiebt sich abermals, daß, je menschlicher, je besser der Herr seinen Diener behandelt, desto nutzbarer er ihm wird.

Jetzt ist uns nur noch ein schmaler Zweig der Antillen übrig, welcher höher in Norden diesen ganzen Archipel beschließt.

Dieß sind die Bahama-Inseln, auch die Lucaien genannt. Die große Reihe dieser aus mehreren Hundert (Einige rechnen 500) kleinen Inseln und Felsen bestehende Eilande hebt gleich nördlich über St. Domingo an, und erstreckt sich bis hoch nach Florida hinauf. Sie sind für die Geschichte der Entdeckungen merkwürdig, denn eine derselben, die kleine Insel Guahani, die Katzen-Insel genannt, war das erste Land, welches Columbus von Westindien erblickte; er nannte sie St. Salvador, auch war sie wahrlich sein Retter. Sie ist eine der westlichsten dieser Inselkette, gegen den 24ten Breitengrad gelegen.

Durch Corall-Riefe und Bänke sind die Bahama-Inseln in mehrere Gruppen vertheilt. Die nördlichste endigt über dem 27ten Breitengrade mit den submarinen Felsen, die Matotillos genannt.

Bewohnt sind etwa 7 unter ihnen, selbst die große Bahama-Insel ist ohne Menschen, und die Bevölkerung be-

3

stand im Jahre 1791 nur aus 2000 Weissen und 2241 Negern. Auf der Hauptinsel New Providence, ist in der Stadt Nassau der Sitz der englischen Regierung, welche selbst wiederum unter Jamaica steht.

Die Produkte kommen denen des übrigen Westindiens gleich, und gewähren besonders in Rücksicht der Vögel eine reiche Abwechslung.

Die ganze Ausfuhr ist indeß beschränkt auf 1500 Säcke Baumwolle.

Hiermit wäre nun die kurze Uebersicht des gesammten Archipels von Westindien beendigt, denn die weit östlicher liegenden Bermuden gehören nicht dazu, können auch einen desto mindern Bezug auf unsere Absichten haben, da sie fast gar keine Kolonialwaaren bauen.

Wir werfen jetzt einen Rückblick auf das Ganze, vorzüglich in Hinsicht seines Werthes, und der statt der Kolonialwaaren in Europa anzubauenden Surrogate.

Der Werth wird aber bestimmt durch die Lage, den Boden des Landes, und durch dessen Klima.

Zuvor zeigte es sich, daß unser Archipel zwischen den 10ten und 27ten Graden n. Br. gelegen, die schönsten Tropenländer umfaßt.

Das Klima entspricht dieser Lage. So wie bei allen Ländern der Wendekreise, finden sich hier nur zwei sehr von einander abweichende Jahrszeiten; die nasse und die trockene, der Sommer und der Winter.

Die Heftigkeit des dort lothrechten Sonnenstrahls in unserm Sommer, erhebt gleichsam ein Meer von Feuch-

tigkeit in die Luft, und so müssen fortdauernde Wasserströme in diesen Monaten die Erde tränken. Diese nasse Jahrszeit vom April bis zum November, der wirkliche Sommer, der den Körper ununterbrochen in einen widrigen kältenden Dunst einhüllt, heißt daher der Winter.

Aber eben diese anhaltenden Regen schütten neue, verjüngende Kräfte über die Erde herab. Die Pflanzen keimen von Neuem auf; die Blüthen brechen mächtig und wohlriechend hervor; Thiere und Pflanzen werden verjüngt; die Schaalthiere (Erdkrebse) steigen in ungeheuren Schaaren vom Gebirge herab; die Fische, welche sich zuvor ins Meer zurückgezogen hatten, kehren in die Mündungen der Flüsse zurück, und die ganze organische Natur feiert das große Werk der Vermehrung.

Die Summe des in dieser Zeit herabstürzenden Wassers ist erstaunlich; man giebt auf einigen Inseln die Höhe des gefallenen Regens zu 65, auf andern sogar zu 80 Zoll an, und in den höchsten Sommermonaten, wie im Julius und August zeigt gewöhnlich das Thermometer über 90 Gr. Fahrnh. In diesen Monaten wüthen oftmals die schrecklichsten Orkane, zuweilen selbst mit Erdbeben begleitet. Sie reissen Waldungen aus, verheeren Häuser und Pflanzungen, allein der Schade, wenn gleich mehrmals sehr beträchtlich, wird im Ganzen von ihrem wohlthätigen Einfluß überwogen. Sie reinigen die mit ungeheuern Ausdünstungen geschwängerte Atmosphere, und geben ihr die nothwendige Elasticität und Gesundheit.

Der wirkliche Winter, der hiesige Sommer oder die trockne Jahrszeit, gewähret das herrlichste Klima des Paradieses. Die Atmosphere ist heiter und klar, und die nordlichen Winde verbreiten eine höchst angenehme Küh-

lung, denn bei der Lage der Inseln kann selbst der schiefeste Sonnenstrahl im Wendekreise des Steinbocks, nie unangenehme Kälte zulassen.

Setzt man zu dieser kurzen Anzeige der Witterung den reichsten Boden, der zum Theil durch die Auflösung alter Volkane aus fetter fruchtbarer Thonerde besteht, dann sieht man hieraus freiwillig den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, und die Natur der dort zu erzielenden Erzeugnisse.

Es muß das Land der Schönheit und Fülle seyn, es muß das Land seyn, woselbst die saftreichsten und die aromatischsten Pflanzen gedeihen, wo die Sonne selbst den Zucker und die gewürzhaftesten Säfte auskocht.

Wir wollen jetzt sehen, wie weit dieß Bild der Wirklichkeit entspricht.

Der Zucker, das Hauptprodukt dieses Archipels, ist die Würze des Lebens. Er enthält nicht nur eins der trefflichsten Widerstandsmittel gegen die Fäulniß, er ist zugleich das nahrhafteste Salz der Natur; er ist der wichtigste Stoff aller gährenden Substanzen, aller Weine und ähnlicher Flüssigkeiten; ja er erhält der menschlichen Fiber die Geschmeidigkeit der Jugend; er scheucht die traurige Unbiegsamkeit der alternden Fasern lange zurück.

Der Wilde von Nordamerika genießt auf seinen langdauernden Jagdexpeditionen oftmals nur Ahornzucker und Wasser, und vielfache Beispiele beweisen bei uns in Europa, daß derjenige, der vorzüglich viel Zucker genießt, ein hohes, minder unbequemes Alter erreicht. Selbst das Thier fühlt den wohlthätigen Einfluß des Zuckers. Bei den härtesten Arbeiten der Zuckermühlen reicht man den Pferden und Ochsen die grünen Spitzen des Zucker-

rohrs, und hiedurch werden sie selbst bei der schwersten Arbeitszeit sichtlich stark.

Es lohnt hiernach der Mühe, den Zucker genauer zu betrachten, und bei Gelegenheit unsers Westindiens, als dessen Hauptmagazin, überhaupt einmal zu übersehen, was dieses schätzbarste Material für die gesammte kultivirte Menschheit für einen Werth hat, und wie stark es verbraucht wird. Der Schöpfer sahe also mit Wohlthätigkeit auf den Menschen, ja zum Theil selbst auf das Thier herab, als er diesen unschätzbaren Erhalter des Lebens, diese trefflichste Würze der Natur über die ganze Erde verbreitete, sie fast allen Pflanzen einverleibte, und sie hierdurch dem gesammten Thierreiche darbot, ja mehreren den Instinkt, dem Menschen aber die Vernunft gab, sie bald aus den Blüthen, bald aus dem Pflanzenstamme hervor zu holen.

In der That sucht und findet ihn fast jedes Insekt in den Nektarien der Blumen.

Aber daß auch selbst die Blüthen unsers Archipels an Zuckerreichthum die europäischen überwiegen, dieß scheinen ja die zuvor beigebrachten Angaben von dem auf Cuba ausgeführten Wachse deutlich zu ergeben.

Unter diesem, dem heissen Himmelsstriche müßten sie also wohl zu Hause gehören diejenigen Pflanzen, deren Saft vorzugsweise von der Sonne bis zu einem aufgelößten Zucker ausgekocht wäre, wenn anders irgendwo dergleichen zu finden sind.

Solche Pflanzen darf man aber unter den Rohrarten vorzüglich suchen, da selbst das lockere innere Gewebe unsers gemeinen europäischen Schilfs zerkauet, einen aromatischen Zucker auf der Zunge äußert.

Hauptsächlich unter der heißen Zone bildete, wie fast bei allen Gewächsen die Natur riesenförmige Pflanzen und Rohrarten, und kochte dort zugleich den Zucker reiner aus.

In beiden Indien findet sich daher der Zuckersaft der hohen Palmen, des mächtigen Bambus und des großen eigentlichen Zuckerrohrs.

Laßt uns jetzt sehen, was durch letzteres der Mensch davon erzielt und benutzt hat.

In Afrika und dem eigentlichen Ostindien, so wie in dem unter gleichen Breiten mit ihm gelegenen Australien war auch, von ältester Zeit, so weit unsere Nautik sie uns bekannt gemacht hat, das Zucker-Rieht (Sacharum Officinarum) nicht bloß einheimisch, sondern einige der dortigen Inseln erzeugen, unsern heutigen Erfahrungen zufolge, sogar ein weit reichhaltigeres Zuckerrohr als das von Westindien. Deßhalb hat man es sogar dorthin geführt, es gewährt nämlich mehr Zucker, und das stärkere holzreichere Rohr giebt bessere Feuerung.

Indeß fand sich das Zuckerrohr auch schon in der neuen Welt bei ihrer Entdeckung, obgleich es einzelne Inseln des westindischen Archipels gegeben hat, wohin es nur erst durch die Hand des Europäers verpflanzt ward.

Jetzt ein Versuch von einem ungefähren Ueberschlag der gesammten Masse des Zuckers, welchen wir Europäer aus der wärmern Zone der Erde herbei holen, also dessen wir bis jetzt von dort aus zu tausendfachen Gebrauch bedürfen, sei es als nothwendiges Material der Arznei, oder für unsere Köche, für unsere Conditorei, Branntweine, Liqueure, oder in unserer Scheidekunst und in mehreren Fabriken.

Ich sage vorsätzlich, eines ungefähren Ueberschlags; denn wie wäre es möglich, etwas Genaues anzugeben, da man die Exporten-Bücher Ostindiens, besonders in der heutigen Lage Europens, nicht einmal bei uns vermuthen darf.

Auch steht es nicht bei mir, diese Listen gerade von einem und demselben Jahre geben zu können.

Westindiens Archipel nimmt mit Recht die erste Stelle ein; er liefert bei weitem die größte Masse von Zucker, so wie von allen Kolonialwaaren, auch sind uns die Listen darüber am genauesten bekannt.

I. Zucker des englischen Westindiens überhaupt jedoch ohne Trinidad vom Jahre 1787. (Edwards.)

Centner	Syrop	Gallons zu 4 Quart Rum
1) 2,002758	68052	5,270496
Werth in Pf. Sterling.		
3,267545	3687	493553.

2) Im Jahre 1801 lieferte überdem Trinidad 69551 Centner.

II. Französische Inseln vor oder Anfangs der Revolution (1791).

	Syrop	Zucker-branntwein
1) St. Domingo 1,630000 Cent.	290 Cent.	303 Bariquen
2) Martinique 244438 =	Raynal.	

3) Quadeloupe 188386 = und nebst den dazu gehörenden Inseln les Saintes und Marie Galante gegen 300000 Centner.

4) St. Lucie giebt man am Werth für 15 Millionen Liv. Zucker. Dieß scheint zu hoch gegen die Größe der

Insel, schwerlich wird man über 200000 Centner annehmen können.

Raynal rechnet aber nur für die französischen Kolonien Westindiens im Jahre 1775, wozu er Cayenne mitzählt 166,353834 ℔ oder 1,663538$\frac{34}{100}$ Centner, da die obige Rechnung nach neuern Jahren über 2 Mill. Centn. gäben.

III. Spanische Inseln.

1) Cuba vor dem Verfall von St. Domingo nur 240000 Centner; nachmals auf 800000 ja bis zu 1 Mill. Cent. zu 3 Piaster auf 4 Millionen Thaler.

2) Porto Rico, im Jahre 1778, nur 2737 Centner, da dieß seitdem um die Hälfte gestiegen ist, so darf man über 4000 Centner rechnen.

IV. Dänische Inseln.

1) St. Croix 150000 Centner.

2) St. Jean und Thomas über 4000 Centner. (Le Dru.)

V. Holländische Inseln.

1) St. Eustache 17900 Fässer (Luzac) das Faß hält oft nur 500 ℔, auch 1000; das engl. Oxhoft gar 1600 ℔; nach der kleinsten Angabe also 89500 Centner.

2) Die tiefer in dem Meerbusen gelegene J. Curaçao gab (1779) über 1900 Faß oder 9500 Centner. Wir bringen, um nicht die holländischen Besitzungen zu trennen, die des festen Landes hier sofort bei. Da ist denn zuerst die beträchtlichste

3) Suriname, mit 101275 Centner.

4) Berbice und Essequebo, jene mit 2000, diese mit 9000 Centner.

Groß ist nun freilich diese Summe Zucker nur allein des westindischen Archipels, dennoch sind uns in dieser Rücksicht noch sehr reichhaltige Länder von Amerika übrig.

Vorzüglich zeigt sich hier Brasilien. Raynal setzt für ein Durchschnittsjahr von 1770 bis 1775 die ganze Summe der dortigen Zuckerausfuhr auf 276000 Centner weißen, und 167000 Centner rohen Zucker, also zusammen 443000 Centner. Da indeß diese Angabe nur bis zum Jahre 1775 reicht, dort aber seitdem der Anbau sich beträchtlich gehoben hat, und das Land selbst in den neuesten Zeiten so bedeutend vortheilhafte Veränderungen erlitten hat, so darf man ohne Uebertreibung annehmen, daß nachmals die ganze Ausfuhr wenigstens bis über eine halbe Million Centner gestiegen sei.

Ob die tiefer als Brasilien nach Süden, oder die großen ihm im Westen gelegenen Länder von Südamerika z. B. Paraguai oder Peru, Zucker bauen und ausführen ist mir unbewußt; bei Peru führt indeß Skinner den Zucker unter die Ausfuhrartikel mit auf.

Etwas Bestimmteres geben uns dagegen die nordlichern Gegenden.

Terrafirma, überhaupt so übermäßig reich an Kolonialwaaren, erzielt eine erstaunliche Quantität Zucker. Depons nimmt an, daß nur allein Venezuela, die einzige der sechs Provinzen der Kapitainerie Caraccas, 40000 Centner Kakao verbrauche, und, sagt er, wenigstens dreimal so viel Zucker; die Ausfuhr des Zuckers sei indeß, eben wegen des großen Selbstverbrauchs, nur geringe. Da Venezuela nur eine einzige, wenn gleich die größte Provinz von Caraccas ist, und man nähme auch von den mehr als 100000 Centner dort erzielten Zucker nur 5000 Cent-

ner für die Ausfuhr an, sollte denn für alle Provinzen wohl 10000 Centner zu viel seyn?

Das große fruchtbare Mexiko kann begreiflich Zucker bauen, mir ist indeß hierüber nichts Bestimmtes bekannt.

Dagegen lieferte Lousiana 1801, Duvallons Angaben zufolge, 5 Millionen ℔ oder 50000 Centner. Bei der geringen Bevölkerung des Landes dürften wohl 10000 Centner zu eigenen Verbrauch mehr als zu viel gerechnet seyn; es blieben mithin 40000 Centner zur Ausfuhr übrig.

Ohne also weder die sehr beträchtliche Quantität des Syrops und des Rums hier in Anschlag zu bringen, noch auch auf die Länder von dem warmen Amerika Rücksicht zu nehmen, welche wegen mangelnder Angaben über ihre Erzeugnisse für uns nicht bestimmbar sind, erhielten wir dennoch eine Summe von mehr als 5 Millionen Centner Zucker nur allein aus der neuen Welt.

Was mögen nun wohl die Inseln und Länder der heissen Zone der alten Welt diesem hinzusetzen?

Die wenigen Theile des großen Asiens, aus welchen Europa Zucker erhält, sind etwa folgende:

1) Java. Stavorinus beweißt, daß die dortigen 77 Zuckermühlen jährlich 10,000000 ℔ oder 100000 Centner liefern, welche das Picol zu 125 Rthlr., 320000 Rthlr. abwarfen, ohne jedoch den Syrop und den Zuckerbranntwein zu rechnen, obgleich er 80000 Rthlr einbringt.

Von diesem Zucker wird indeß nur ein Theil, und zwar der bessere zu uns nach Europa geführt, der übrige geht in das westliche Ostindien, der braunste aber nach Japan.

2) Cachinchina erzielt eine so unermeßliche Menge Zucker, daß der Pecul von 133 ℔ nur 3 Thaler, also das Pfund gegen 7 Pfennig kostet; und die Chinesen, welche hiemit den stärksten Handel für ihr Vaterland treiben, gewinnen darauf 400 pro Cent. Hievon mag übrigens kein bedeutender Theil nach Europa gebracht werden.

3) Dagegen müssen viele Theile des eigentlich sogenannten Ostindiens, besonders Bengalen, wichtige Zuckerpflanzungen haben. Die englisch-ostindische Compagnie führte im Jahre 1792 die große Masse von 1,900000 Centner nach Europa.

4) Ebenfalls ist Assam, jetzt zum Theil von den Birmanen abhängig, sehr zuckerreich. Der dortige Zucker hat eine vorzügliche Süßigkeit, man rechnet davon drei verschiedene Sorten, den weissen, rothen und schwarzen, wahrscheinlich je nach den verschiedenen Graden der Reinheit. Ob und wie viel hievon nach Europa kommt, ist mir nicht bekannt.

5) Von den Philippinen erhielt Spanien stets eine sehr beträchtliche Quantität Zucker. Ste Croix bezeugt jetzt, dieser Zucker gehöre zu den vorzüglichsten; das Picol (zu 132 ℔) habe im Jahre 1785 über 36 Livre (oder über 9 Rthlr.) gekostet. Es ist zu bedauern, daß Ste Croix uns von der zu uns geführten Quantität nichts Bestimmtes angiebt. Da indeß jährlich 4 bis 5 Schiffe mit Zucker, Indigo und Färbeholz nach Spanien abgiengen, so dürfte man doch wohl hiebei einige 1000 Faß Zucker rechnen, so daß, selbst nur zu 2 bis 3000 Faß angenommen, 10 und mehr tausend Centner Zucker nach Europa kamen.

Wenn man auch allen übrigen uns zugeführten Zucker Asiens, so wie auch den einiger afrikanischen Inseln als unbedeutend annähme, wenn man selbst verschiedene zuckerreiche Länder der neuen Welt hier aus Unkunde übersehen, ebenfalls nicht in Anschlag bringt, ja wenn sogar aller Syrop bei den hier aufgeführten Rechnungen mangelt, so ergiebt sich dennoch aus obigen Angaben, daß die Summe stets über 7 Millionen Centner anläuft, und diese Summe würde vielleicht durch Zusammenrechnen der großen Quantität Syrop bis gegen 7½ Million Centner gehoben werden.

Jetzt denke man sich, wie viel die erstaunliche Quantität des Rums und sonstigen Zuckerbranntweins, der gleichfalls zu uns geführt, und hier benutzt wird, beträgt; sollte der nicht einige 100 tausend Centner Zucker erfordern?

Um die Kolonialwaaren hier nicht zu trennen, mögen die weiteren nicht unbedeutenden Bemerkungen über den Zucker und dessen Einfluß auf unser jetziges Europa bis nach der Anzeige aller übrigen Waaren verspart bleiben.

Das nach dem Zucker für den menschlichen Haushalt wichtigste Product Westindiens ist wohl die Baumwolle. Sie wärmt und bedeckt den Menschen von Kopf zu den Füßen, sie bekleidet auf das bequemste und feinste, und sie erleuchtet uns.

Die englischen Inseln, Trinidad ungerechnet, lieferten im Jahre 1787 überhaupt 9,544121 Pf., an Werth 795301 Pf. Sterl. Im Jahre 1801 erzielten die Engländer auf Trinidad 1,239573, also überhaupt von ihren Inseln beinahe eilf Millionen Pf. Baumwolle.

Raynal giebt für das Jahr 1775 den Betrag der Baumwolle der westindischen Etablissements Frankreichs folgendermaßen an:

von St. Domingo	.	2,689282	Pfund,
= Martinique	.	1,101240	=
= Guadeloupe	.	519375	=
= Cayenne	.	97260	=
		4,407157	

Porto Rico lieferte im Jahre 1778 nur 111400 ℔ Baumwolle. Le Dru behauptet, dieser Anbau habe sich, so wie überhaupt der aller übrigen Kolonialwaaren um die Hälfte vermehrt, man dürfte daher anjezt über 150000 ℔ annehmen.

Ob und wie viel Cuba erzeugt, ist mir unbekannt. Die dänische Insel St. Croix lieferte im Mittel nur gegen 300 Sack Baumwolle.

Es ist zu bedauern, daß uns Depons keine bestimmte Angabe der von Caraccas gelieferten Baumwolle gegeben hat.

Von Surinam ergeben die Lúcas'schen Angaben im Durchschnitt etwa 200000 ℔, von Berbice aber gegen 220000 ℔.

Brasilien liefert aber 450000 ℔. Auch wird Baumwolle in mehreren Theilen von Amerika selbst in den südlichen Vereinigten Staaten zur Ausfuhr gezogen. Da indeß die Masse der Baumwolle, welche in Europa verbraucht wird, nicht bloß aus den uns entlegenen Welttheilen in Westen und Osten zugeführt wird, sondern eine sehr große Quantität selbst auf europäischen Boden wächst, so darf ich mich der Mühe überhoben glauben,

hier die ganze Masse aller bei uns verbrauchten Baumwolle zusammenzurechnen, wie dieß zuvor bei dem Zucker geschehen ist. Es kam uns nur hier vorzüglich auf das eigentliche Westindien an.

Einigermaßen findet ein ähnlicher Fall mit dem Indigo statt. Dieser ist einmal bei weitem kein so nothwendiges Bedürfniß, er liefert ja nur eine Farbe, einen Augenreiz, und auch er wird, wenn gleich bis jetzt nicht in Europa zu einer bedeutenden Güte gebracht, doch in beiden Indien gezogen.

In unserm Westindien lieferten die englischen Pflanzungen im Jahre 1787 nur für 13802 Pf. Sterling — 41033 Pfund;

Die französischen westindischen Besitzungen gaben im Jahre 1775, Raynal zufolge,

von St. Domingo	.	1,808629
= Martinique	.	114708
= Guadeloupe	.	143827
= Cayenne nur	.	354 ℔.
		2,067498 ℔.

Unter den Angaben der Erzeugnisse von Porto Rico und Cuba finde ich des Indigo's eben so wenig erwähnt als bei Surinam und Berbice, und der Quantität, welche Brasilien in den Jahren 1770 bis 1775 im Durchschnitt geliefert, verdient kaum gedacht zu werden; sie beträgt nur 4½ Centner.

Zu einem weit wichtigern Artikel des Handels aber fürwahr nicht des Nutzens, hat unser verwöhnte Geschmack den völlig nahrungslosen Kaffee zu erheben gewußt.

Von Arabien nach Java (im Jahr 1690), und von dort durch Hansbach, einen Deutschen (1718) nach dem festen Lande von Südamerika, nach Surinam verpflanzt, ward er vier Jahre darauf von einem patriotischen Franzosen, la Mothe Aigron, nach Cayenne gebracht, und bald darauf (1722) verpflanzte sein Landsmann Clieux mit großer Schwierigkeit und Sorgfalt ein kleines Bäumchen nach Martinique. Dieser erste Kaffeebaum, der den westindischen Inseln zu Theil ward, gedeihete so vorzüglich, daß Martinique bereits bis 1756 18 Millionen Pfund Kaffee ausgeführt hatte.

Den Ertrag des englischen Westindiens giebt Edwards für unsere neuern Zeiten an jährlich zu 34447 Centner, an Werth 146405 Pf. Sterling. Hiezu mag jetzt der Kaffee von Trinidad, da diese Insel an England förmlich abgetreten ist, hinzugefügt werden; er betrug 3327 Centner.

Raynals Tafel setzt, als Durchschnittsjahr für St. Domingo (fr. Antheil) und für Martinique, Guadeloupe und Cayenne, den in das Mutterland geführten Kaffee auf 619917 Centner; St. Domingo hatte hievon bei weitem den größten Antheil, nämlich über 459000 Centner; Martinique 96890; Guadeloupe über 63000; der von Cayenne betrug nur etwas über siebenthalbhundert Centner. In Porto Rico giebt le Dru, 11163 Centner Kaffee an. Ob Cuba Kaffee, und wie viel es bauet, ist mir nicht bekannt. Surinam lieferte 1771, 21 Millionen ℔ oder 210000 Centner. Berbice gegen 15000 Cent., Essequebo und Demerary aber im Jahr 1779 über 17700 Cent. Die Inseln Curassao und St. Eustache liefern, Luçacs Listen nach, sehr abwechselnd. Vom Jahre 1778 geben sie nur

156613o ℔ oder 15661 Centner, hingegen im folgenden Jahre gar über 9 Millionen Pfund oder 90000 Centner; da ließe sich kaum ein Mittel annehmen; indeß scheint das frühere Jahr 1777, die kleinere Zahl zu begünstigen, denn für dieses Jahr werden nur 17308 Cent. angegeben.

In den Nachrichten von Caraccas finde ich des Kaffees nicht gedacht; allein in den Listen von Brasilien führt ihn Raynal mit 1500 Centner auf.

Viel scheinen die dänischen Inseln nicht zu liefern, da die Berichte der mährischen Brüder sagen, jeder Pflanzer baue nur zu eigenem Verbrauch, doch sei der Kaffee schmackhafter als selbst der von Martinique. Le Dru erwähnt auch des Kaffees bei diesen Inseln nicht.

Da ich nicht weiß, ob Mexiko Kaffee bauet und ausführt, so mögen hier nun Angaben von dem Kaffee der alten Welt folgen.

Von dem vorzüglichen Bourbon=Kaffee, dieser afrikanischen Insel erhielt Frankreich, Arnoulds Tafel zufolge, vor dem Ausbruche der Revolution für 2,723000 Livres. Der Kürze wegen mehme man nur den Werth des Pfundes zu 2 Livre an, und dieß erlaubt Raynalds Berechnung selbst, so gäbe dieß über 5 Millionen Pfund oder 50000 Centner.

Java liefert dann ebenfalls eine sehr bedeutende Quantität Kaffee. Stavorinus zeigt, daß die Kaffeepflanzungen auf Java so sehr zugenommen haben, daß sie bereits im Jahre 1768 über 4,460000 ℔, also 44600 Centner Ausbeute lieferten.

Ob und wie viel die ostindische Compagnie Englands von ihren reichen Besitzungen Kaffee einführt, ist mir nicht bekannt.

Der westindische Kaffee betrug hienach über 930000 Centner, und die gesammte Einfuhr aus beiden Indien betrüge etwas über eine Million Centner.

Sonderbar genug wird der weit nützlichere, nahrhafte stärkende Cacao nur in beiden Indien, aber nicht in Europa weit mehr benutzt, als jene größtentheils unnütze Kaffeebohne.

Das englische Westindien liefert davon für Europa nur 4234 Centner.

Nach Raynal lieferten vormals das französische Westindien

1) St. Domingo	578764	℔.
2) Martinique	865663	=
3) Guadeloupe	102359	=
4) Cayenne	15241	=

1562027 ℔ oder 15620$\frac{27}{100}$ Centner.

Cuba bauete von seinem Cacao nicht so viel als ihm zum eigenen Verbrauch nöthig war, es mußte über 2000 Centner von der gegenüberstehenden Küste einhandeln.

Portorico scheint in ähnlicher Lage gewesen zu seyn, denn le Dru erwähnt des Cacaos eben so wenig als Raynal unter den Produkten dieser Insel; da doch bekanntlich die Spanier einen erstaunlichen Aufwand von Cacao machen.

Von dem holländischen Westindien führte man im Jahre 1779 St. Eustath 393240 ℔ oder 3932$\frac{40}{100}$ Centner Cacao aus, von Curassao damals aber nur 2021$\frac{70}{100}$ Centner, letzteres hingegen gab 2 Jahr früher 19890$\frac{47}{100}$, damals aber St. Eustath nur etwa die Hälfte von dem des Jahrs 1779.

Im Jahre 1775 gab Surinam $7333\frac{38}{100}$ Centner; Berbice im Jahre 1778 aber nur $1291\frac{4}{10}$ Centner; dennoch scheint dieses kein schlechtes Jahr gegen die übrigen zu seyn. Unter den Angaben für Demerary und Essequebo finde ich des Cacao's nicht erwähnt.

Das Hauptland für den Anbau dieses trefflichen Nahrungsmittels bleibt wohl Caraccas; sowohl in Rücksicht der vorzüglichen Güte, als der Quantität.

Von hier aus gingen, jenes großen innern Verbrauchs von 40000 Centner jährlich ungeachtet, bereits 1763 nur allein nach Spanien 110000 Centner. In diesem Lande hat aber der Cacao noch einen besondern Nutzen. Man bedient sich der Bohnen statt kleiner Münze; 150 Cacaobohnen gelten 1 Real; etwas über 3 Gg.

Der Cacao, welchen Mexiko erzielt, dient, Raynal zufolge, lediglich zum Landesverbrauch; dagegen führte Brasilien im Durchschnittsjahr schon 8000 Centner aus; und Skinner sagt ausdrücklich, daß jährlich 2 bis 3 Schiffe von Calao nach Cadix auslaufen, welche hauptsächlich mit China und Cacao beladen waren. Auf die Weise müßte sicher einige tausend Centner Peru zur Ausfuhr liefern.

So dürfte man also von der Neuen Welt für Europa wenigstens über 144000 Centner rechnen, selbst für Peru nur ein Paar Tausend Centner angenommen. In Asien erzielen die Philippinen Cacao.

St. Croix nennet ihn ausdrücklich unter den dortigen Landesfrüchten, und setzt den Picot (133 ℔) zu 45 Piaster, er gibt aber nicht an, ob und wieviel davon nach Europa geführt wird.

Außer dem Tabak sind jetzt nur noch zwei Erzeugnisse von Westindien übrig, welche in großen Quantitäten uns von

dort zugeführt werden; nämlich der Pimento = Pfeffer, und der Ingwer.

Der Tabak ist jetzt so allgemein fast über alle südliche Theile von Europa verbreitet, und wird hier in so erstaunlicher Menge gebauet, daß es noch zu bewundern bleibt, wie wir dennoch von Westindien aus dauernd fort eines so großen Zuschusses bedurft haben. Es ist dieß zugleich ein wichtiger Beweis, daß der menschliche Fleiß zwar ein Erzeugniß einer Zone in eine andere verpflanzen kann, aber fast nie zu der Güte zu erheben vermag, welche sie in ihrem väterlichen Boden erlangte. Denn wäre der Tabak von Cuba, Caraccas und Westindien überhaupt, so wie auch von Virginien nicht von so vorzüglicher Güte und Stärke, so würde wahrscheinlich anjetzt der Europäer sich mit dem in unserm Welttheile erzielten begnügen.

Zugleich zeigt sich wohl schwerlich die Macht der Mode stärker als bei dem Tabak. Wie sollte es sonst dieser stinkenden, Geschmack und Geruch zurückscheuchenden, den Verstand selbst benebelnden Pflanze gelungen seyn, sich einem vernünftigen Wesen so aufzudrängen, daß Millionen Menschen dadurch in Bewegung gesetzt, ungeheure Geldsummen und erstaunliche Strecken des trefflichsten Bodens dafür aufgewandt wurden?

Freilich ward der Tabak, als er uns zuerst bekannt wurde, den pomphaften Angaben seiner Bewunderer zufolge, gleichsam wie der Theriac, eine Universalmedicin. Sogar das herbe stinkende Oel, wie sein heftiges Salz, heilte die Gicht, erhellte die kranken Augen, verscheuchte das Kopfweh, verbesserte alle Säfte des menschlichen Körpers, und erweckte selbst die vom Schlage gerührten aus dem Todesschlaf. Diese Wunderkräfte verschwanden nun

zwar bald; allein seine, die Fiber und die Drüsen reizende, ja ätzende Kraft entledigt von übermäßigem Schleim, macht stets lebendig; feuert die Lebensgeister an; erheitert, mäßig benutzt, den Kopf; ward hiedurch ein mächtiges Mittel, um sich lebhaft zu erhalten, und verjagt dem Nichtsthuer auf eine pikante Weise die Langeweile.

Jene allgemeinere Verbreitung des Tabaks beweiset indeß, daß dieser, wenn gleich ursprünglich dem wärmeren Amerika angehörend, dennoch nicht gerade des Bodens von Westindien bedürfe, obgleich er freilich dort in einer vorzüglichen Güte gedeihet. Er wird auch nur auf einzelnen Inseln des dortigen Archipels im Großen gebauet. Englands und Frankreichs westindische Inseln sparen ihren Boden für die eigentlichen Kolonialwaaren auf. Hollands St. Eustath und Curassao haben aber ansehnliche Tabakspflanzungen. Im Jahre 1777 gab erstere 1870, leztere 135 Faß außer 6390 Packen und 828 Rollen Tabak. Dagegen ist Cuba eins der Hauptländer des vorzüglichsten Tabaks; denn welche Kennernase freuet sich nicht des Spaniols der Havana? Es führt auf 120000 Aroben (zu 25 ℔) Tabak, oder 30000 Centner aus. Der vormalige spanische, größte Antheil von St. Domingo bauete zwar Tabak, jedoch nur zum eigenen Verbrauch.

Portorico führte aber im Jahre 1778 nach Spanien 7458 Centner Tabak.

Wir bedürfen daher hier der Erwähnung dieses wichtigen Handelsmaterials nicht weiter, da es für die übrigen Länder unsers Archipels nicht von Bedeutung ist. Der Tabak gehört mehr dem gegenüber gelegenen festen Lande der neuen Welt.

Der Anbau des Pimento-Pfeffers beschäftiget dagegen die meisten Inseln Westindiens. Im Jahre 1787 war Englands Ausfuhr von daher, ohne Trinidad, davon 10544 Centner; an Werth 22148 Pf. Sterling.

Unter den von Frankreichs Inseln ausgeführten Waaren findet er sich beim Raynal nicht; und eben so wenig wird dessen bei den Waaren der holländischen und übrigen Besitzungen gedacht; vielleicht mag er bei einigen Waarenlisten unter die Medicinalwaaren und kleineren Produkte (menues denrées) mitbegriffen seyn.

So nimmt auch der Ingwer nur bei einigen dieser Listen einen eigenen Artikel ein, z. B. bei denen des englischen Westindiens. Von hier ward im Jahre 1787 die große Quantität von 10547 Centner, an Werth 41033 Pf. Sterling nach Europa geführt.

Daß aber das französische Westindien ebenfalls eine ansehnliche Masse Ingwer einführt, ergibt sich aus Savarys Dict. de Commerce. Hier werden für das Jahr 1756 ausdrücklich 312000 ℔ oder 3120 Centner Ingwer, als von den französischen Inseln eingeführt angegeben; der Preis war damals von 32 bis 40 Livres für den Centner.

Auch das feste Land des heißen Amerikas bauet Ingwer. Brasilien führte in einem Jahre für 22000 Livr., also wenigstens 550 Centn. aus.

Ehe wir zu den eigentlichen Medicinalwaaren übergehen, wollen wir einen Rückblick auf den Gesammtwerth aller bisher genannten Waaren Westindiens werfen. Denn diese Waaren des englischen Westindiens gibt man folgendermaßen an.

An Zucker	für	.	3,267545	Pf.	Sterling *)
= Syrop	=	.	3687	—	—
= Rum	=	.	493553	—	—
= Kaffee	=	.	146405	—	—
= Baumwolle	=	.	795301	—	—
= Indigo	=	.	13802	—	—
= Pimento	=	.	41033	—	—
= Ingwer	=	.	22148	—	—
= Cacao	=	.	10585	—	—
			4,794059	—	—

Die übrigen, weniger einträgliche Waaren, z. B. Tabak, verschiedene Holzarten, rohe Häute, und besonders Medicinalwaaren erhöheten diese Summe zu 5,389054, also bis über 32 Millionen Thaler.

Im Jahre 1788 war dieser Gesammtwerth, dem Edwards zufolge, gestiegen auf 6,488319 oder über 37 Millionen Thaler.

Der hiezu gebrauchten Schiffe waren 1815, mit 21114 Matrosen bemannt.

Vor Ausbruch der Revolution erhielt Frankreich im Jahre 1787, Arnolds Tafeln zufolge, von seinen westindischen Inseln an Waaren, für 185 Millionen Liv., oder über 46 Millionen Thaler. Frankreich übertraf mithin England im Jahre 1787 um 14 Mill. Thaler.

Freilich erhielt nachmals England auch die ansehnliche Insel Trinidad, welche, wie wir zuvor bemerkten, sehr bedeutende Quantitäten der wichtigsten Kolonialwaaren lieferte, deren Werth über 200000 Pf. Sterling einbringt.

*) Schillinge und Dr. sind als unbedeutend weggelassen.

Dennoch reichte auch dieß zusammen noch nicht an den Totalwerth von dem französischen Westindien. Und dieser hätte sich nun, nach der spanischen Abtretung des bei weitem größern Theils von St. Domingo bei fortdauernder Ruhe vielleicht zu dem doppelten Ausfuhrwerth erhoben.

Spanien kann man hauptsächlich nur nach Cuba und Portorico schätzen. Der Zucker von Cuba allein, brachte, den Zentner rohen Zucker nur zu 3 Piaster gerechnet, auf 4 Millionen Thaler.

Portorico hat, le Dru zufolge, seit 1778 an Zucker, Kaffee und Baumwolle um die Hälfte mehr gewonnen. Hienach mußte es zuletzt wenigstens erzielt haben 4000 Centner Zucker; 3000 Centner Baumwolle, und 16000 Centner Kaffee, selbst wenn man nur nach runden Zahlen rechnen will.

Da gäbe, nach dem beim Raynal für Frankreich angegebenen Preisen der Kolonialwaaren, die Summe für den Zucker 120000 Liv., nur zu 30 Liv. gerechnet, für Kaffee (zu 84 Liv.) 1,344000; für Baumwolle (zu 250 Liv.) 750000 Liv.

Hiezu kamen noch 7458 Cent. Tabak zu 40 L. gegen 300000 L. außer dem Reis und der Melasse, so daß die Ausfuhr sich wohl über dritthalb Millionen Liv. beliefe; vielleicht dürfte man alle übrigen Kolonialwaaren mitgerechnet, wohl 1 Million Thaler für Portorico überhaupt rechnen, wahrlich ein sehr unbedeutender Werth für eine so große treffliche Insel! Wenn überhaupt Spanien die Ausfuhr aus seinen westindischen Inseln wohl nur gegen 5 Millionen Thaler gebracht hätte, so liegt dieß offenbar daran, daß dieser Staat zu viele, und zu goldreiche indische

Besitzungen hatte, und daher seine trefflichen Inseln Westindiens zu sehr vernachläßigte.

Dännemarks Inseln, so klein und unbedeutend sie auch scheinen, gaben dennoch bloß an Zucker eine Million Thaler.

Man würde vielleicht nicht übertreiben, die übrigen Waaren, z. B. Rum, Baumwolle, Kaffee, Cacao, überhaupt zu ein Paar Hundert Tausend Thaler anzuschlagen, so daß Dännemarks Ausfuhr wohl kaum auf $1\frac{1}{2}$ Million Thaler hinanliefe.

Hollands insuläre westindische Besitzungen sind reicher. Ricard berechnet den jährlichen Werth von St. Eustath und Curassao auf 5 Millionen Gulden, also über $2\frac{1}{2}$ Million Thaler.

Die Exporte aus Surinam, Berbice, Demerary und Essequebo dürfen hier, sobald nur von dem eigentlich sogenannten Westindien und nicht von dem festen Lande die Rede seyn soll, eigentlich nicht mit aufgeführt werden. Dieß ist indeß bei Cayenne geschehen, und diese holländischen Besitzungen sind eben so nahe mit Westindien verbunden als jenes.

Stedmann nimmt für den Zucker und Rum, der nur allein nach Amsterdam geladen ward, auf 200000 Pf. Sterling an, also stets über 1 Million Thaler, den Kaffee rechnet er sogar auf das Gedoppelte. Nun erhielten aber die Kammern von Seeland und Rotterdam ebenfalls beträchtliche, wenn gleich mindere Ladungen.

Jetzt setze man hiezu, die Baumwolle, den Tabak, den Cacao, nebst mehreren Holz- und auch wohl einigen Medicinalwaaren. Nur von der Baumwolle ward in einzelnen Jahren (z. B. 1771) ausgeführt für 400000, von Cacao aber gar für 900000 Gulden. Sonach würde höchst-

wahrscheinlich Surinam allein vielleicht über 3 Millionen Thaler abwerfen.

Ob die drei kleineren Besitzungen geringern oder größern Gewinn geben, bleibt mir freilich unbestimmt. Indeß waren sie dennoch sehr wichtig. Ricard gibt für die Jahre 1777 und 1778 doch gegen 1½ Million Pfund oder 15000 Centner Kaffee an, welche nur allein Amsterdam erhielt, ohne die Baumwolle, den Zucker und Cacao zu rechnen, Artikel, die freilich unverhältnißmäßig geringer sind, als der Kaffee.

Die beiden Niederlassungen, Demerary und Essequebo, scheinen aber noch einträglicher zu seyn, da Ricard für das Jahr 1778 an Zucker 2073 Faß, oder zum mindesten über 10000 Cent., vom Kaffee aber über 40000 Centner angibt, ohne hiebei der Baumwolle, 2308 Centn., noch weniger der 20 Fässer Tabak zu gedenken. Auf die Weise fände man wohl eine größere Summe als fast für Surinam.

Wir haben hier Caracas nicht mit aufgeführt, obgleich dieß der Nähe und Lage wegen schon hinzuzufügen wäre, und viele Millionen Ertrag liefert.

Wir werden aber bald sehen, daß die eigentlichen Medicinalwaaren, wenn gleich sie begreiflich nicht in sehr großen Quantitäten eingeführt werden, dennoch stets, sowohl ihrer Vielartigkeit als ihres hohen Preises wegen, einen bedeutenden Geldwerth betragen; dennoch sind sowohl diese als die ausgeführten Farbehölzer, noch weniger aber die Ochsenhäute, weder bei den spanischen als bei den holländischen oder dänischen Etablissements mit in Betracht gekommen.

Nimmt man auf dieß alles Rücksicht, dann scheint es keine Uebertreibung, den ganzen Werth aller Waaren,

welche Europa von jenen Niederlassungen erhält, völlig auf 110 Millionen Thaler schätzen zu wollen.

Dieser wenn gleich hohe Werth ist indessen bei weitem nicht der einzige. Man bedenke nur zuerst, wie Westindien selbst mehrere Millionen Menschen durch diesen Anbau ernährt, hierunter allein gegen 12 hundert Tausend Neger; ferner was für einen erstaunlichen Umschwung der Verkehr mit Westindien in unserer Marine, und in unsern Manufakturen und Fabriken hervorbringt. Schon zuvor ist die Anzahl und Bemannung von Englands Schiffen, welche zum Dienste dieser Kolonien gebraucht wurden, erwähnt; die von Frankreich aber waren ebenfalls sehr groß. Es setzte nämlich 600 Fahrzeuge und über 15000 Matrosen in Bewegung und Unterhalt. Holland bedurfte hiezu 300 Fahrzeuge, und Dänemark auf 50.

Die Exporten Englands dahin betrugen im Jahre 1787 auf 1 Million und 900000 Pf. Sterling; und den Maderawein und die Fracht hinzugesetzt, stieg dies auf 18 Millionen Thaler (3 Mill. Pf. Sterl.). Frankreichs ähnlicher Verkehr betrug eben so viel, nämlich 72 Millionen Liv. Wenn aber in der heutigen Lage der Dinge dieß für letzteres Reich der Fall nicht ist, so kann dieß nie auf immer dauern, und jeder, dem die Menschheit warm am Herzen liegt, muß eifrig wünschen und hoffen, eine so auf sie drückende Lage baldigst beendigt, und diese großen Vortheile, welche jetzt fast ausschließlich England gehören, von neuem unter mehrere Mächte getheilt zu sehen.

Wir kommen nun zu dem andern uns eben so wichtigen Theil dieser Untersuchung, nämlich auf die mindere oder größere Nothwendigkeit des Bedarfs dieser Waaren,

und auf die Frage, in wie weit wir Europäer es in unsern Kräften haben, im Fall unsere heutige Societät mehrere der Kolonialwaaren durchaus nicht entbehren könnte, uns entweder wirksame Surrogate, Stellvertreter, aus unserem eigenen Welttheile an ihre Stelle zu schaffen, oder gar eben dasselbe nothwendige Material, welches uns Indien liefert, aus andern Pflanzen zu erzielen.

Dieß führt uns zu neuen, für diese Hinsicht passenden Eintheilungen der Kolonialwaaren überhaupt.

Hier zeigen sich zuerst solche, welche nur dem Luxus, sei es dem der Zunge oder des Auges fröhnen, andere hingegen, welche wahre Bedürfnisse des Lebens für uns geworden sind; also entbehrliche und unentbehrliche. Für die ersten gäbe der Zucker, für die zweiten die Farbenpflanzen ein schickliches Beispiel.

Eine anderweitige Abtheilung wäre die der Kolonialwaaren, in solche, die der gesunde, und in solche, die nur der kranke Mensch bedarf. Freilich können von der ersten Klasse mehrere auch zur zweiten gerechnet werden, wie z. B. abermals der Zucker, als sowohl dem Kranken wie dem Gesunden nothwendig. Dieß ist aber nicht der Fall bei denen der zweiten Klasse; Guajac oder die China z. B. bedarf der gesunde Mensch, als solcher, nicht.

So hätten denn bei dieser Ansicht die erstern eine größere Wichtigkeit für uns, weil ihr Verbrauch fast nach der Anzahl der Köpfe zu berechnen wäre, letztere aber nur für eine geringe Zahl, für die Kranken.

Auch können manche der letztern mehr oder minder nothwendig werden, je nach der Art und der Summe der Krankheiten, denen sie entgegen wirken.

Es ist aber nicht bloß möglich, sondern bei den, wenigstens epokenweise, sich verändernden und vermehrenden Krankheiten, die unser stets an Luxus und Abweichung von der einfachen Natur zunehmendes Europa in sich erzeugt, daß verschiedene Medicinalwaaren des Auslandes einer weit größeren Zufuhr bedürfen, ja daß eine Menge fremder, bis jetzt nicht benutzter Pflanzen in unsere Apotheken dereinst aufgenommen werden müssen, und durchaus nothwendig werden.

Stehe es indeß hiemit wie es wolle, in jeder von diesen Hinsichten bleibt denn für den Europäer die wichtige Frage die:

„Auf welche Art können wir uns gegen den großen „Geldverlust schützen, welchen uns diese Bedürfnisse zu„ziehen? Wie vermeiden wir die harte Abhängigkeit von „den Produkten des Auslandes, und in so fern von den „Nationen, welche davon Herren sind?“

Daß diese Frage den Zucker am genauesten angeht, ergibt sich sowohl aus der so eben beigebrachten Bemerkung über dessen allgemeinen Verbrauch, vorzüglich aber aus den zuvor angegebenen Berechnungen über die ungeheure Quantität, welche von West- und Ostindien eingeführt wurde. Selbst nur zu 7 Millionen Centner, und der Centner zu 10 Rthaler gerechnet, welch ein erstaunlicher Werth!

Freilich ward bei weitem diese Summe nicht in baarem Gelde, sondern in Manufaktur- oder Fabrikwaaren und Naturalien aller Art gezahlt; allein Europa blieb doch ein tiefer Schuldner.

Rechne man aber nun die übrigen, wenn gleich einzeln dem Geldwerthe nach minder wichtigen Kolonialwaaren

hinzu, welche unermeßliche Schuldenlast brachten diese zusammengenommen nicht ebenfalls auf die Europäer!

Dieser Druck fiel hauptsächlich auf solche Länder, denen das Meer und die großen Flüsse versagt waren, und dadurch ihr aktiver Handel beschränkt. Das gesammte Mittelland Europens war mithin in großer Abhängigkeit von den Seestaaten.

Begreiflich kann dieser Druck, den die Mittelländer Europens fühlen, desto härter werden, je kleiner die Anzahl der Mächte ist, welche von den Kolonien und ihrem Handel Herren sind. Monopol und Despotismus sind beinahe gleichgeltende Ausdrücke, und wenn sie es auch ihrer Natur nach nicht sind, so werden sie's dennoch leicht in ihrer Wirkung. So lange es mehr Kaufleute gibt, welche ein und dieselbe Waare feil haben, so lange also Concurrenz unter den Verkäufern vorhanden ist, so lange kann der Käufer auf einen billigen, mittleren Preis hoffen. Und diese Wahrheit wird desto wichtiger, je nothwendiger die Waare selbst ist, je genauer sie in das gute Daseyn oder Nichtdaseyn des Lebens eingreift, desto dringender wird der Wunsch für Concurrenz der Verkäufer.

So wie es aber schwer hält, daß die Vernunft und die Gefühle der Menschlichkeit der Obermacht eines Staats oder eines Einzelnen in politischer Hinsicht Gränzen setzen, eben so schwer wird es dem, der sich im Stande fühlt, durch den Alleinhandel mit einem der ganzen Menschheit nothwendigem Bedürfniß nach Gefallen zu schalten, seinem Geist des Gewinns Schranken abzustecken.

Daß diese Grundsätze selbst bei den ersten Bedürfnissen des Lebens, beim Handel mit Korn, Reis und Salz, leider auf Unkosten von Millionen bewährt gefunden sind,

bedarf wohl keines Beweises, da die in mehr als einem Lande Europens selbst künstlich erzeugte Hungersepoquen, so wie die schaudererregenden Scenen der in Bengalen verschlossenen Reismagazine, und endlich die traurigen Zeiten der Gabelle noch im frischen Andenken stehen.

Wehe der Menschheit unter einer unbeschränkten Herrschaft, sey es der Regier- oder der Wuchersucht!

Wer mit ächtem Gefühl für das Wohl der Menschheit auf dieß traurige Spiel der Abhängigkeit vieler hundert Millionen von der Laune oder Gewinnsucht einzelner Mächte hinblickt, dem muß der Gedanke dieß widernatürliche Joch abzuwerfen, oder wenigstens seinen Druck zu mindern, heilig werden. Und wenn es die menschlichen Kräfte übersteigt, dieß durch Gewalt zu bewerkstelligen, dann treten ihr bald die Talente des Menschen, die Industrie als Hülfsmittel zu diesem Endzwecke vor Augen. In dieser Rücksicht bieten sich aber hauptsächlich zwei Wege dar.

Entweder die Waaren jenes Auslandes, welche uns jetzt unerläßliche Bedürfnisse geworden sind, in unserm Europa selbst zu erzeugen, oder statt ihrer Stellvertreter aufzufinden, und diese im Großen zu gewinnen.

Allerdings ist der Mensch fähig das Klima seines Landes zu verbessern, er kann durch Austrocknen von Morästen, durch Ableiten stockender Gewässer, durch Umhauen oder Lüften dichter Waldungen eine reinere, heiterere, wärmere Atmosphäre schaffen; er kann bei wachsender Volksmenge, eine größere Ländermasse in Anbau setzen, ihre im Innern schlafenden Kräfte wecken, die kältenden im Salze verdunsten lassen; er kann den dürren Boden in einen fruchtbaren umwandeln, hiedurch ein Land gleichsam der mildern Zone näher rücken, und auf die Weise Erzeugnisse erzielen,

welchen das vormalige Klima aus Kälte, Nässe, und der Boden aus Unkultur zuwider waren.

So ist unleugbar unser Deutschland nicht das starre, grausenerregende, unfruchtbare Land, wovon Tacitus sagte: Wer wird Deutschland besuchen? Das Land des rauhen Himmels und traurigen Anblicks, das nur von Wäldern starret und durch Sümpfe scheußlich ist! (Quis germaniam peteret? informem terris, asperam coelo, tristem cultu, aspectuque. In universum silvis horrida, aut paludibus foeda.)

Deutschland zeigt jetzt ein völlig verschiedenes Bild. Fast alle Früchte des mildern Europa's gedeihen bei uns, selbst der Wein, so wie das schönste Kernobst, ja sogar der Mais und Tabak.

Diese Veränderung des Klima's, und die dadurch möglich gewordene Erzielung neuer nützlicher Vegetabilien des milderen Himmels, hat indeß seine Grenzen.

Es bleibt den Kräften des Menschen und seiner Kunst unmöglich Deutschland, ja nicht einmal dem eigentlichen Süd-Europa das Klima der Wendekreise oder des Aequators zu ertheilen, mithin unmöglich die Erzeugnisse, welche nur durch die hohe Wärme jener heißesten Regionen gedeihen, bei uns zu erzeugen, oder wenigstens nie von eben der Güte im Großen hervorzubringen, denn von Treibhäusern, sieht man leicht, kann hier nicht die Rede seyn.

Der Europäer bleibt also auf einzelne Naturalien beschränkt, er muß die der eigentlich heißen Zone stets nur von dieser selbst erwarten und herbeiholen.

So giebt es dann auch in dieser Hinsicht verschiedene Arten von Kolonialwaaren; solche, die wenigstens in eini-

gen Theilen Europens gedeien, und andere, die wir stets dem heißen Auslande abzuborgen genöthigt sind.

Unglücklicherweise gehören einige der kräftigsten Arzneimittel zur letztern Klasse. Für diese sind dann höchstens Surrogate, Stellvertreter, bei uns aufzusuchen. Indeß sei man auch gegen das Menschengeschlecht nicht zu mißtrauisch. Es gibt nämlich sicher kein Volk der Erde von so stählernen Herzen, das selbst aus Geiz oder aus Haß gegen seine Feinde ihnen die ersten Medikamente wider Hauptkrankheiten versagen sollte. So eigensüchtig und stolz auch der Britte könnte gedacht werden, so würde er doch die China, den Sassaparille, die Hypecacuanha, den Guajac oder ähnliche große Retter vom Tode, wie auch mehrere Gewürzarten, wenn er je gänzlich darüber Herr wäre, den Kranken des Feindes schwerlich versagen.

Aber die Aussicht bleibt stets dem ächten Menschenfreunde niederschlagend das ganze übrige Europa von einer einzigen Nation auf den Knien seine Rettung erbitten zu sehen!

Da ist es denn Pflicht, alle rechtliche Mittel aufzubieten, diesem Uebel auf irgend eine Weise zu steuern, wo möglich zuvor zu kommen, oder es wenigstens zu mildern.

Schon empört es, das gesamte Mittelland in dieser Hinsicht von den seehandelnden Mächten abhängig zu wissen, wie viel mehr von einer einzigen, gebieterischen Nation?

Höchst schätzbar sind daher die Bemühungen jeder Privatperson, welche Mittel an die Hand giebt, den Zucker in Europa auf eine solche Weise zu gewinnen, daß man dadurch, ohne den übrigen Staatshaushalt zu befährden, wenigstens eines Theils des indischen Rohrzuckers entübrigt seyn kann; und höchst verehrungswerth sind die Aufmun-

terungen, wodurch die Regierungen unsers Welttheils hiezu anfeuern.

Hierunter zeichnen sich anjetzt aber vornemlich die kaiserlichen Rüssischen, Französischen und Oestreichischen, so wie besonders die großherzoglich Frankfurtischen, und die königlich Preußischen Regierungen auf das ehrenvolleste aus.

Europa's südlichsten Theile können allerdings vermöge ihres Klimas das Zuckerrohr selbst erzeugen, wie z. B. Sicilien und Spanien; ob es gleich stets die Frage bleibt, in wie weit das Zuckerrohr dieser Länder an Reichhaltigkeit und Süße jenem der wärmeren Zone sich nähert, und in wie fern diesen europäischen Ländern durch den Anbau des Zuckers kein Land für nothwendigere Bedürfnisse des Lebens entzogen würde?

Fast alle übrigen Lande unsers Welttheils sähen sich gezwungen, aus andern Vegetabilien, welche ihrem Klima entsprächen, ihren Zucker zu erzielen.

Die Vegetabilien, welche sich hiezu als Surrogate darbieten, zerfallen in 1) Baumarten, 2) kleinere Pflanzen.

Von Baumarten gibt es nun solche

1) deren Saft selbst zuckerreich ist, und zu gehöriger Zeit abgezapft und verdickt, wirklichen Zucker gibt;
2) deren Früchte vielen Zucker enthalten.

Zu erstern gehören besonders die Ahornarten, wie auch die Birke; zu den letzlern besonders das Kernobst, vorzüglich die Pflaume; und unter den größern Rankengewächsen, der Wein. Zu Gunsten der erstern spricht aber nicht bloß die langjährige Erfahrung der Nordamerikaner, da sogar in dem kalten Canada Jahr aus Jahr ein ein Baum von dem daraus zu erzielenden Zucker fast beständig

dieselbe Quantiät gibt, sondern auch die Leichtigkeit des Gewinns.

Hingegen bedarf der Pflaumenzucker einen großen Aufwand von Früchten, so wie eine weit umständlichere Zubereitung, und überdem hängt das Gerathen dieser Früchte sehr von der Witterung ab, mithin würde schwerlich auf ein und dieselbe Quantität Zucker für jedes Jahr zu rechnen seyn.

Der Wein oder vielmehr die Traube hat aber bis jetzt nach beträchtlichen Bemühungen größtentheils nur einen vorzüglichen Syrop gegeben. Auch gedeihet der Wein kaum in dem nördlichen Deutschlande.

Bei der weiten Verbreitung des Ahornzuckerbaums in Nordamerika über die meisten Länder der dortigen vereinigten Staaten, läßt sich sicher vermuthen, daß sehr viele Länder Europens, selbst des nordlichen, zu diesem Anbau würden paßlich befunden werden. Hieher gehört dann allerdings auch unser Vaterland; nur ist hiebei stets zu bedenken, ob und wie viel Ländereien man zu einem solchen Anbaue entbehren könne, ohne den ersten Bedürfnissen des Lebens, hauptsächlich jeder Kornart, den ihnen nöthigen Boden zu entziehen. Vielleicht ließen sich selbst zwischen und um die Korn- oder sonstigen Fruchtfelder diese Bäume anziehen? Dieß schiene auch deßhalb vortheilhafter zu seyn, da diese Bäume einzeln, oder wenigstens weit auseinander stehend, fast noch einmal so viel Zuckersaft geben, als dicht neben einander gepflanzt. Im ersten Fall erhält man selbst über 6 ℔ Zucker, im letztern nur drei.

Den Ertrag eines Baums rechnet man indeß im Durchschnitt doch auf 4 ℔ Zucker. Hiezu muß er freilich gegen 10 Jahre alt seyn; von dieser Zeit an kann er aber viele

Jahre hindurch auf Zucker benutzt werden, sobald das Abzapfen mit Vorsicht geschieht, nämlich der Einschnitt nicht zu tief und die Wunde nicht zu weit offenstehend bleibt.

Diese Baumart gewährt daneben noch den wichtigen Vortheil eines vorzüglichen Bauholzes, so daß sie, selbst wenn die Benutzung auf Zucker nach mehreren Jahren sollte abgenommen haben, dennoch für den Staatshaushalt ein brauchbares Produkt liefert.

Ein so schätzbares Mittel nun auch der Anbau dieses Ahornbaums an die Hand gibt, die Abhängigkeit der kälteren Gegenden, von Indien zu mindern, so muß man dennoch stets hiebei folgendes erwägen.

Selbst angenommen, daß man nicht bloße Reisser, sondern bereits ansehnliche Schößlinge anpflanzte, so erfordert ein solcher Baum zum mindesten noch fünf Jahr Zeit, bevor er zu benutzen stände. Da man ferner aus einem Baum selbst in seinem Vaterlande nur 4 ℔ Zucker jährlich gewinnt, so wird begreiflich eine sehr große Masse solcher Bäume für ein Paar tausend Cent. Zucker erfordert.

Die amerikanischen Freistaaten haben ungeheure Landesstriche, welche sie diesem Anbau aufopfern können; nur allein der Staat von Pensylvanien bot noch um das Jahr 1790 in dem Kanton Northumberland über 250000 Morgen (Acres) Landes für Zuckerahorn-Anbau dar; und die Berechnung ergab, daß diese, gut angebauet, hinreichend seyn würden, den ganzen Bedarf des Zuckers, welchen die Staaten aus Westindien ziehen, zu ersetzen. Diese Quantität ward aber noch damals auf 18 Millionen Pfund oder auf 180000 Centner angegeben.

Es bleibt daher stets merkwürdig, daß diese fleißige, industriöse Menschen, die dabei für alles, was zum Bedarf

des Menschen und zu seiner Kultur nöthig ist, so aufmerksam sind, sich nicht längst von jener schweren kostbaren Bürde der Einfuhr des Rohrzuckers, durch den in ihrem Vaterlande einheimischen, und dort so trefflich gedeihenden Ahornbaum befreiet haben, wenn anders die Nähe der Antillen, und daher die Leichtigkeit des Transportes nicht eine Nebenursache hievon seyn möchte.

Diesen selbst noch jetzt so holzreichen Ländern kann es aber begreiflich daneben nicht an Brennmaterialien fehlen, um den Ahornsaft durch mehrmaliges Sieden in Zucker umzuschaffen; und dennoch verkauft man selbst den dortigen Zucker im Lande zu 9 Pence, also etwa zu 5 Sgr. das Pfund; dieser Zucker war aber nicht rafinirt, denn nur erst nach dem Rafiniren, welches abermalige Feuerung erfordert, brachten Dr. Rush, Pennington u. A. daraus guten Brodzucker hervor, der der geringeren Sorte des Rohrzuckers gleich kam.

Aus diesem viel sagenden Beispiele scheint sich denn zu ergeben, daß, so vortheilhaft es auch allerdings für unsere Länder seyn mag, den Ahornzucker anzubauen, man doch nie die Hoffnung davon zu hoch spannen dürfe, um sich schnell, und zu einem sehr niedrigen Preise des Rohrzuckers überhoben zu dünken.

Der Anbau dieses Zuckerbaums könnte hauptsächlich solchen Ländern bekommen, denen

1) hinreichender, zum Theil wenigstens leerer, unbenutzter Boden übrig ist, und
2) in welchen das Brennmaterial nicht sehr kostbar ist.

Hier kommen wir nämlich zu einem der großen, überwiegenden Vortheile des Rohrzuckers über die übrigen ihn ersetzenden Arten von Zucker.

Der Rohrzucker bietet zugleich sein eigenes Brenn-, Siedematerial dar.

Das ausgepreßte Zuckerrohr, in Westindien Macas genannt, ist das alleinige Feuerungsmaterial, wodurch alle übrigen Siedungsproceduren zum Verdicken und Rafiniren des Zuckers in Westindien, und sonach in allen eigentlichen Zuckerländern betrieben werden.

Uebrigens ist hier noch beiläufig zu erwähnen, daß man aus dem Ahornzucker eben sowohl als aus dem Rohrzucker schmackhafte und geistige Getränke gewinnen kann, und daß überdem der Saft nur lediglich der offenen Sonne ausgesetzt einen sehr brauchbaren Essig gewährt.

Aus dem oben Angegebenen ergibt sich von selbst, welche Länder der gemäßigten Zone der alten Welt zum Anbau des Zuckerahorns im Großen am paßlichsten scheinen. Höchstwahrscheinlich Rußland, Polen, so wie ein unkultivirter Theil zwischen diesen und der Türkei gelegenen bewaldeten Gegenden.

Dieß waren die Ursachen, wodurch ich, gedrungen von ächtem Gefühl für alles, was dem Menschen sein Dasein erleichtert, und jeder Art der Bedrückung überhebt, bereits vor mehreren Jahren (1797) veranlaßt ward, einen der richtig sehenden und energischen Souveräne Europens, Kaiser Paul dem Ersten auf die Zuckerkultur überhaupt im russischen Reiche aufmerksam zu machen. Und da der Zuckergewinn durch Ahornbäume nur erst nach mehreren Jahren dort zu bewerkstelligen war, so ward hiebei der Anbau der Runkelrüben als noch schneller zum Zweck führend erwähnt.

Lebhaft ergriff der wohlwollende Monarch diese Gelegenheit, sein Reich hierin unabhängiger zu machen, befahl

mir Zuckerahornbäume sofort zur Probe nach Petersburg zu senden. Kaum war dieser Befehl vollzogen, so ließ der Kaiser einen Contract mit den Amerikanern schließen, wonach ihm diese für 100000 Rubel junge Ahornbäume liefer sollten; in wie fern dieser größere Plan nachmals in Ausführung gebracht worden ist, blieb mir unbekannt.

Die damals dorthin gesandten Bäume haben vielleicht einige Privatpersonen zu ähnlichem Anbau bestimmt, so wie auch der Anbau der Runkelrüben seit dem dort beträchtlich zugenommen hat.

Ohne Anmaßung darf ich indeß vermuthen, wo nicht gar der erste, doch einer der ersten gewesen zu seyn, der dem großen Reiche, das jährlich gegen 6 Millionen Rubel für westindischen Zucker anzulegen genöthigt ist, Mittel an die Hand gab, diesen Verlust zu mindern *).

Die Runkelrübe ist nämlich unter den Pflanzenarten, welche man bis dahin zur Gewinnung des Zuckers bei uns erprobt hat, bei weitem die vorzüglichste. Sie gibt den meisten Zucker, sie gibt ihn am leichtesten, und sie bekommt unserm Klima und Erdreich am besten.

Bei den vielen Abhandlungen über den Runkelrübenzucker, welche in Jedermanns Händen sind, hieße es, die Leser mißbrauchen ihnen hier weiter darüber reden zu wollen, und es führte mich zugleich zu weit von meinem Zweck.

Genug, wir haben allerdings durch diese beiden Vegetabilien unsers Klima's, durch den Ahornzuckerbaum und

*) Die Bäume kaufte ich aus Loddiges berühmter Baumschule bei London. — Noch jetzt bewahre ich die eigenhändigen Briefe so wie die Correspondenz, nach welcher zwei Ministern des Innern aufgetragen war, das Weitere deßhalb auf das Beste zu besorgen.

die leichter und schneller zu ziehende Runkelrübe Mittel entdeckt, um keines unbedeutenden Theils des eigentlichen Rohrzuckers der warmen Zone überhoben seyn zu können.

Aber auch hiebei sei man billig, und lasse sich nicht von übertriebenen Hoffnungen fortreißen. Es ist bereits viel gewonnen, wenn die beiden wichtigsten und leichtesten Mittel bei uns Zucker zu erzielen, unsere Abhängigkeit von jenen Kolonien beträchtlich vermindern; warlich ein wichtiges Fortschreiten der kultivirten Societät zur ächten Freiheit.

Folgende Angaben von einzelnen Staaten mögen jener Warnung mehr Gewicht geben.

Preußen führte vor der heutigen Katastrophe jährlich ein für 3,600000 Thaler Zucker *). Dürfte man zu einer leichten und nicht unbilligen Rechnung den Centner rohen Zucker zu 10 Rth. setzen, so gäbe dieß 360000 Centner. Nun rechnete man damals etwas über 9 Millionen Menschen in der ganzen Monarchie. Wenn man die dürftige Lage der Bauern in den zuletzt von Polen neuerworbenen Ländern kennt, so darf man nicht ohne Grund annehmen, daß wenigstens 1 Million keinen Zucker genossen, und sich mit Honig behalfen. So würden also jene 360000 Centner oder 36,000000 ℔ Zucker nur auf 8 Millionen Menschen vertheilt bleiben, im Durchschnitt also 4½ ℔ Zucker auf den Mann. Begreiflich ist diese Vertheilung außerordentlich verschieden, indem sicher mehrere Einzelne vielleicht einen halben Centner genießen, während daß andere mit einigen Pfunden sich begnügen, und noch andere gar leer ausgehen. Uebrigens scheint es hiebei nicht unwahrschein-

*) M. s. Ockhardts treffliches Werk: Europäische Staaten. 2te Lieferung 1804. Fol. Preußen.

lich, daß selbst von diesem Zucker viele Centner wiederum aus dem Lande gehen, da Berlin Zuckerrafinerien hatte, und sonach von dem hier rafinirten Zucker ein Theil in die benachbarten Staaten zum Handel kam.

Wahrscheinlich ist es, daß die bedrängte Lage von Europa, oder vielleicht bereits der Länderverlust in den Jahren 1806 u. f. diese Einfuhr vermindert hat, vielleicht trug auch bereits die nicht ganz unbedeutende Quantität des aus Runkelrüben von Achard, Koppy und wohl auch andern erzeugten Zuckers hiezu bei; genug einige Angaben setzen den Werth der ganzen Masse Zucker nachmals nur auf 2½ Million Thaler. Dieß gäbe dann nach obiger Annahme hundert tausend Centner weniger. Indeß wäre es hiebei gar nicht unmöglich, daß eben wegen dieser Länder- also Menschenverminderung dennoch eine gleiche Quantität Zucker auf jeden Kopf zu rechnen stände, besonders sobald man vielleicht schon mehrere tausend Centner im Lande aus den Rüben erzielten Zucker annehmen dürfte.

Das russische Reich führte jährlich (von 1793 bis 1796) ein 341356 Pud (zu 40 ℔) Zucker.

Da es hier nur auf eine große Uebersicht und daher nur auf die Hauptmassen angesehen ist, so dürfen wir 341000 Pud, oder 13640000 ℔ setzen; das russische Pfund ist zu dem Pariser wie 83⅕ zu 100; nähme man weiter keine Rücksicht auf das 5tel, so gäbe dieß 11321200 Paris. ℔, oder 113212 Centner. Die Bevölkerung des europäischen Rußlands setzt man nach Storchs vorzüglichem Werke auf 30 Millionen.

Schwerlich genießt aber die Hälfte, ja wohl kaum 12 Millionen von diesen Menschen den Rohrzucker; denn die Gewinnung des Honigs ist sehr leicht, und der Verbrauch desselben

unglaublich groß. Ganze Nationen des Reichs, z. B. die Baschkiren, Metscheräken, Tschermissen, Tschuwassen machen daraus ein eigenes wichtiges Geschäft. Es gibt einzelne Baschkiren, welche aus den Stöcken der wilden Bienen jährlich gegen 4000 Pfund Honig gewinnen. Und der Honig wird nicht nur im eigentlichen Rußland, sondern selbst in den deutschen, und am baltischen Meere gelegenen Provinzen nicht bloß zum Meth, sondern der reinste weiße fast zu allen Confituren und ähnlichen Artikeln des Luxus verbraucht.

Ferner ist es bei der Bildung der Volksklassen dieses Reichs kaum möglich, daß die bei weitem größere Volksmenge, Leibeigene sich des theuren Rohrzuckers bedienen können, da sie ihren sehr guten Honig so wohlfeil haben.

Die asiatischen Provinzen, deren Bewohner man nur über zwei Millionen schätzt, scheinen aber noch bestimmter auf den Honig beschränkt zu seyn, man möchte etwa die Gouverneure und ihre Umgebungen, so wie einzelne angesehene Familien der Hauptstädte, z. B. Irkuzk ausnehmen.

Rechnete man nun 12 bis 14 Millionen, welche an dem eingeführten Rohrzucker Antheil nähmen, so wäre, die Masse zu 11,221200 ℔ gesetzt, dennoch noch kein ganzes Pfund im Durchschnitt für den Einzelnen zu rechnen. Es ist auffallend, wie nach diesen Angaben, selbst wenn man nur für Preußen die letzte geringe Zahl setzte, dennoch die Consumtion des Zuckers bei seiner weit geringern Volksmenge überzeugend gegen die Consumtion von Rußland ist. Ein neuer Beweiß, daß im russischen Reiche der Honig ein sehr wichtiges Surrogat des Zuckers ist.

Von Oestreich kenne ich keine bestimmte Angaben, da man aber noch im Jahre 1804 die Population dieser großen Monarchie auf 24 Millionen Menschen setzte, da be-

sonders in Wien, Prag und andern bedeutenden Städten Oestreichs ein erstaunlicher Luxus, vorzüglich in Rücksicht des Gaumens herrschte, so dürfte die Masse des hier jährlich verbrauchten Zuckers sicher größer ausfallen, als es lediglich aus dem Verhältniß der Bevölkerung der beiden Staaten, Preußens und Oestreichs zu schließen wäre. Vielleicht wäre hier das dreifache des Zuckerverbrauchs von Preußen noch nicht hinreichend.

Von den übrigen Staaten Deutschlands sind wohl die Listen der Zuckereinfuhr nicht bestimmt vorhanden, doch ließe sich vieles aus der Einfuhr in die vormaligen größern drei Hauptstädte schließen.

Ganz Frankreich soll, nach dem Berichte eines neuern öffentlichen Blattes überhaupt 300000 Centner Zucker verbrauchen. Gegen das dürftigere und um mehr als die Hälfte an Menschen ärmere Preußen scheint dieß sehr merkwürdig. Nähme man auch nur 25 Millionen Menschen für das eigentliche vormalige Frankreich an, so betrüge dieß weit weniger Zucker für jeden Einzelnen als in Preußen.

Freilich ist hiebei bestimmt gesagt, daß diese ganze Masse in Frankreich selbst verbraucht werde, welches man vielleicht nicht von Preußen behaupten könnte.

Allein man bedenke nun auch, daß einmal die Volksmenge hier weit über das Doppelte beträgt; daß sich ferner in Frankreich, dem Sitz der verfeinerten Kochkunst und Tafelverschwendung eine unverhältnißmäßig große Anzahl reicher, luxuriöser Städte findet, daß endlich vielleicht das einzige Paris $\frac{1}{6}$ der gesammten Zuckermasse oder 50000 Centner, ja wahrscheinlich wohl mehr bei seinem ungeheuren apicischen Aufwande aller Art, und erstaunlichen Conditorien verbraucht. Rechnete man auch nur 50000 Centner,

und setzte Paris zu einer Million Menschen, welche es freilich kaum bei der außerordentlichen Concurrenz von Fremden enthalten würde, so daß man für das übrige (alte) Frankreich 24 Millionen Menschen annähme, so gäbe dieß im Durchschnitt von den übrigen 250000 Centnern oder 25,000000 ℔, nur etwas über 1 ℔ auf den Kopf; also etwa ¼ von dem, was auf den einzelnen weit haushälterischeren Preußen fiel.

Diese Angabe weicht übrigens außerordentlich von der früheren des A. Raynal ab. Seine Tabelle über die Kolonialwaaren von 1775 setzt für Frankreich die ganze Summe des eingeführten Zuckers auf 166354354 ℔ oder 1,663543½ Centner; hievon wurden ihm zufolge 622545 Centner in Frankreich selbst verbaucht, die übrige größere Quantität aber ausgeführt.

Bei allem dem wäre es nicht unmöglich, daß eine Million oder noch eine größere Anzahl der Gebirgsbewohner und benachbarten Gegenden, besonders des südlichen Frankreichs, sich ebenfalls mit ihrem vorzüglichen Honig begnügten, ein Fall, den ich nicht zu entscheiden wage. Selbst aber dieß angenommen, so bliebe stets die Hauptmasse des verbrauchten Zuckers nicht sehr groß.

Uebrigens scheint es gar nicht unmöglich, daß, da Frankreich noch eine sehr ansehnliche Quantität Morgen Landes zum Anbau der Runkelrübe offen hat, da die Chemie und Technologie dort so hoch gestiegen ist, da es dabei an Wein so reich ist, daß viele tausend Centner von einheimischen Zucker dort könnten erzielt werden.

Es führte zu weit, und liegt zugleich größtentheils aus meiner Kunde, die übrigen Reiche Europens auf ähnliche Weise durchzugehen. Stets müssen Italien, Portu-

gall und Spanien, besonders bei dem erstaunlichen Verbrauch der Chokolate, der Eis- und Zuckerwasser und ähnlicher Erfrischungen viele hundert tausend Centner Zucker verbraucht haben, und noch verbrauchen, wenn auch hier gleich der dort seit vielen Jahrhunderten so berühmte Honig manches ersetzt hätte.

Holland und vorzüglich England muß aber stets eine sehr große Menge Zucker bedürfen. Hiefür bürgt einmal der vormalige allgemein verbreitete Wohlstand und Reichthum der vielen großen und kleinen Städte und Ortschaften Hollands, und sodann die erstaunliche Quantität des dort überall getrunkenen Kaffees und Thees.

Noch mehr ist dieß sicher der Fall bei Großbritannien. Wenn auch der arme Bergschotte, und ein Theil der dürftigen Irrländer vielleicht in Ansehung des Zuckers gänzlich leer ausgehen mag.

Lägen die neueren Ein- und Ausfuhrlisten Englands von und nach jedem der einzelnen Länder Europens oder nur von der Hauptstadt vor mir, dann ließe sich ziemlichermaßen über den heimischen oder Landesverbrauch des Zuckers von Großbritannien schließen, wenn gleich stets der eingeschwärzte nicht leicht zu bestimmen wäre. Allein außer dem halben Jahre vom Winter 1776 bis zum Julius nach Whitwort's Register of the Trade of the Port of London, ist mir anjetzt gar nicht zur Hand. Aus diesen sechsmonatlichen Listen ergibt sich, daß damals etwas über 34000 Centner (34092 Cent.) aus London fast nach allen Ländern, besonders aber nach unsern Hanseestädten ausgeführt wurde. Nähme man nun aber auch eben so viel für die zweite Hälfte dieses Jahres an, so stiege doch die gesammte Ausfuhr nur gegen 70000 Centner. Allein erstlich

ist dieß nur allein die Ausfuhr von London; mithin wenn gleich sehr bedeutend, dennoch stets nur ein Theil des Ganzen. Daneben ist dieß ein sehr frühes Jahr, seit welchem die Zuckerconsumtion überall stark zunahm. Bestimmter geben uns Bryon Edwards Tabellen hierüber Auskunft. Zuerst lernt man aus T. II., wie beträchtlich der Verbrauch des Zuckers mit den Jahren zugenommen hat. So war im Jahre 1760 die ganze Masse des in England eingeführten Zuckers nur 1,374720 Centner; im Jahre 1775 hingegen bereits über 2 Millionen Centner. Hiebei scheint es sich indeß ziemlich gehalten zu haben, denn die Tabelle Nro. III. gibt für 1790 nur als Mittelzahl an 1,952262 Centner. Hievon wurden dennoch nur ausgeführt 296096 Centner, also gegen 300000 Centner. Der einheimische Verbrauch Großbritanniens belief sich auf die erstaunliche Quantität von 1,655266 Centner! dieses Reich verzehrt daher nach diesen authentischen Quellen bei einer Volksmenge von noch nicht 15 Millionen Menschen über das Fünffache des Zuckers von Frankreich für 25 Millionen! stets bleibt das Factum in mehrerer Hinsicht merkwürdig.

Und hiebei war dennoch stets nur von dem Zucker Westindiens die Rede, da wir doch zuvor sahen, daß die ostindische Compagnie ebenfalls im Jahre 1792 gegen 2 Millionen Centner einführte; wahrscheinlich ist es, daß vielleicht dieses Jahr eine sehr reiche Einfuhr gegeben hat.

Unter die Staaten, woselbst der Verbrauch von Zucker ebenfalls bedeutend sein muß, gehört wahrscheinlich auch die Türkei und Levante überhaupt. In vorigen Zeiten hat wohl Frankreich hier einen bedeutenden Theil seiner Zucker abgesetzt, denn in jenen Whitwort'schen Listen finde ich nur für die Ausfuhr von Zucker nach der Türkei die äußerst

unbedeutende Zahl von 650 Centner außer 150 Centner für Smirna, wenn man dieß auch für die zweite Hälfte des Jahrs 1776 verdoppeln wollte, so gäbe dieß stäts nur 1300 Centner. Da die Türken so viele Süßigkeiten und erfrischende Getränke genießen, und der Aufwand in den Harems in dieser Rücksicht groß ist, so erhalten sie außer dem Zucker der franz. Inseln vielleicht ebenfalls Zucker aus Asien.

Aus den hier beigebrachten Thatsachen, so dürftig sie auch, besonders wegen der überall gehemmten Mittheilung ausfallen mußten, ergibt sich stäts, daß das Continent von Europa eine erstaunliche Quantität von Zucker mehr verbraucht, als die gewöhnlichen Zollisten uns angeben.

Da diese Zuckerconsumtion mit dem letzten Jahrhunderte außerordentlich gestiegen ist, und die Masse des geringen Bürgers mehr und mehr an den feineren Bedürfnissen des Lebens Antheil zu nehmen anfängt, so muß der Verbrauch des Zuckers in ähnlichen Verhältnissen stets wachsen.

Auf der andern Seite scheint sich aber folgendes zu ergeben.

Die Anstrengungen, welche sowohl die Regierungen als auch patriotische Privatmänner bisher gemacht haben, und noch jetzt machen, das Continent durch einheimisch erzeugten Zucker der Abhängigkeit von den Besitzern des Kolonialzuckers zu entziehen, sind lobens= ja verehrungswerth. Allein sollten sie wohl jetzt, ja jemals hinreichen, diesen edlen Zweck völlig zu erreichen?

Wie bedeutend scheint es uns nicht schon, wenn Preußen oder überhaupt irgend ein europäischer Staat 60 oder 100 tausend Centner Rübenzucker erzielt, und was für Anstrengung hat es nicht gekostet, um eine ähnliche, ja

noch weit geringere Masse Zucker, ja selbst nur Syrop in andern Ländern zu Stande zu bringen! Es ist also wohl noch nicht so leicht, eine Million Centner Zucker durch unsere Rüben zu gewinnen; der aus den Ahornbäumen bedarf aber zu einer ähnlichen Quantität sicher noch wohl 8 bis 10 Jahr, selbst wenn die weiten, bisher unbenutzten Länder in Osten von Europa hierzu aufs fleißigste angebauet würden.

Zwei Millionen Centner wäre indeß stäts kaum noch ein Drittel des von den Kolonien eingeführten Zuckers, selbst wenn man für Großbritannien und seine nördlichsten Besitzungen in Amerika die große Quantität von 1½ Million Centner rechnen muß. Und hiebei bedenke man jederzeit, daß dieser einheimische Zucker unser, stets mit jedem Jahrhundert tiefer schwindendes Brennmaterial kostet, gerade das Gegentheil des Rohrzuckers.

Bei dieser Lage der Dinge scheint eine innere Ersparung des Aufwandes desjenigen Theils des Zuckers, der nur allein die Zunge kitzelt, gar kein unrechter Vorschlag.

Die Menge Zucker, welche die Conditoreien, besonders der größeren Städte hinwegnehmen, ist ungeheuer und ist durchaus kein eigentlicher Lebensbedarf.

Sollten nicht durch Ersparung desselben, sobald diese in allen kultivirten Staaten statt fände, einige 100 tausend Centner Zucker weniger verbraucht werden?

Wie in allem, was gerecht und löblich ist, ist es Pflicht, daß auch hier der Landesfürst, der wahre Regent, der sich ihm anvertrauenden Nation das Beispiel gebe. Er genießt nur allein durch sie, er entbehre daher auch, wenn sie selbst entbehrt. Der Große und Reiche irgend einer Kategorie folge diesem Beispiel nach, und eigene Luxusgesetze mögen diese Schwelgereien wenigstens so lange ein-

schränken, bis ein allgemeiner Friede endlich den Nationen die Fesseln wieder abnimmt, und sie jedes nützliche Produkt aller Zonen frei einander mittheilen können.

Dieß sei genug vom Zucker.

Er war und bleibt stets das Hauptprodukt der Kolonien, welches wir am meisten bedürfen und stets bedürfen werden.

Auch diene dieß als Beispiel, wie man sich die übrigen Kolonialprodukte für einen großen Gesichtskreis denken könne, um diese mit einem allgemeinen Blick in Rücksicht unsers Bedarfs zu übersehen. Es erlauben weder meine Lage, noch die jetzt so beschränkten Mittheilungen, jedes Einzelne derselben auf ähnliche Weise durchzugehen.

Also nur ein Paar Bemerkungen über einige derselben überhaupt genommen.

Die Baumwolle, nach dem Zucker eins der nützlichsten Produkte Westindiens, findet in Europa vielartigen Ersatz.

Einmal erzeugen die südlichsten Theile Italiens allerdings Baumwolle, selbst eine von Natur bräunlich gefärbte, sehr schöne Sorte ist mir dort mitgetheilt worden. Es leidet auch kaum einigen Zweifel, daß Spanien, und das an ihm gränzende Frankreich Baumwolle zu erzeugen fähig sei. Das Stapelland für diese Produkte bleibt aber in unserer Nähe stets die Levante, und wir finden uns im Stande, die Einfuhr derselben zum Theil wenigstens zu Lande zu bewerkstelligen.

Aber auch das nördliche Europa hat mehrere Pflanzen, welche, wenn sie gleich die indische Baumwolle bei weitem nicht überflüssig machen, dennoch einen Theil derselben ersparen lehren.

Hieher gehören besonders ein Paar Grasarten, nämlich das Eriphorum polystachion, vieljähriges Dunngras, oftmals auch Wollkraut genannt; und Eriph. vaginans. Sie bedecken oft unsere Wiesen so, daß man, wenn sie ihre weiße Saamenkrone tragen, das Feld mit Schnee bedeckt glaubt. Diese Wolle der Saamenkrone ist zwar dem Viehe sehr schädlich, allein sie dient sehr gut, um Betten und Bettdecken statt der Wolle und Baumwolle zu füllen, und es wäre sehr die Frage, ob eine genauere Bearbeitung nicht zu einer bessern Benutzung führen könnte. Dr. Liungquist hat daher in der Schwedischen Akademie der Wissenschaften (VII. B. der d. Uebers. S. 51. u. f.) eigene Maschinen angegeben, wodurch man diese schwedische Baumwolle, so wie auch die von einer Weide mit elliptisch lancettförmigen Blättern, genau absondern, und zu einer Art seidener Watten verarbeiten könnte.

Außer den drei hier angegebenen einheimischen Pflanzen, dürfte man auch noch diejenige als eine Art von Surrogat der Baumwolle ansehen, welche die Franzosen Quatte nennen, da sie obgleich ursprünglich aus Virginien, dennoch bei uns (wenigstens in Frankreich und England) in freier Luft gedeihet. Dieß ist das Apocynum Androsaemi folium, und auch das Apocyn. cannabinum. Uebrigens ist besonders das erstere eine giftige, milchichte Pflanze von ätzenden Säften, welche die Haut entzünden, allein die seidenartigen Haarkronen dienen in Frankreich bei der geringen Klasse, um Polster damit auszustopfen.

Und wer weiß, ob nicht, worauf schon Guettard achtsam machte, manche Wolle der Disteln, geschickt behandelt, ähnlichen Nutzen bringen könnte? Es begabte also die Natur Europa sowohl mit Baumwolle als auch mit

andern Stoffen, welche dereinst, geschickt verarbeitet, verschiedene Stellvertreter dieses trefflichen Materials selbst in Norden darbieten.

Ohne hier die Vorzüge und Nachtheile des Kaffees aufzählen zu wollen, genug der Verbrauch dieser unsern Voraltern unbekannten Bohne hat nun einmal so weit um sich gegriffen, daß England aus Westindien nur allein jährlich über 146000 (146405), Frankreich aber (im Jahre 1775) 619917 Centner einführten. Hievon war der eigene Verbrauch in Frankreich $119334\frac{1}{2}$ Cent., der größte Theil von 500000 Cent. gieng ins Ausland.

Mag wer da will die Quantität des Kaffees aufsuchen, welche in jedem Staate verbraucht wird. Hier nur etwas über seine Surrogate.

Zuoberst steht darunter anjetzt die traurige Eichorie, welche ohne jene erheiternde Kraft des Kaffees dennoch einen unbeschreiblichen Absatz hat. Daß für die Handwerker, deren Arbeit den Körper stark bewegt, und daher Kräfte erfordert, Bier oder Milch wegen ihrer Nahrhaftigkeit weit nützlicher sei, als jenes widerstehende, nichtssagende Getränk, räumt man wohl leicht ein. Allein der ungeheure Anbau der Eichorien trocknet das Land aus, und benimmt ihm daher seine Kraft, nahrhaftes Getreide hervorzubringen. Indeß erspart sie allerdings das Geld für den westindischen Kaffee.

Noch andere, vielleicht bessere Surrogate sind dann die Erdmantel, die Eichel, die Erbse, die Lupine, und selbst das geröstete Korn. Mehrere Kompositionen sind überdieß noch überall als Kaffeesurrogate feil, und es scheint mithin, daß Europa wenigstens einen sehr großen Theil des Verlustes an die Seestaaten durch dieselben ersparen könne.

Auch der Indigo mag durch die bessere Zubereitung des Pastels oder Waids zum Theil überflüssig werden; hiezu geben, dem Zeitungsblatte (J. de l'Empire) zufolge, die Pariser Chemiker bedeutende Hoffnung.

Uebrigens kann es überhaupt der Societät nicht außerordentlich wichtig seyn, ob das Auge sich an einem höhern oder schlechtern Blau und seinen vielfachen Nuanzen belustigt oder nicht; man wird dadurch weder besser und reichlicher genährt, noch gekleidet.

Diesen Bedürfnissen, welche uns Westindien liefert, schiene wenigstens zum Theil ziemlich abzuhelfen.

Ganz anders sähe es aber mit den Gewürzen und mehreren wichtigen Medicinalpflanzen der heißen Zone aus.

Für eine der wirksamsten und unentbehrlichsten Arzneien, für die China (Cinchona) hat man bei uns mehrere Stellvertreter auszumitteln gesucht. Dieß scheint auch nicht völlig unzulänglich gewesen zu seyn.

Das Hypericum perforatum (Johannisblut), wie auch der Gentian (Gentiana lutea), ferner die Rinden des Kastanienbaumes und einiger Weidenarten haben wirklich stärkende Kräfte gezeigt, die sich der peruvianischen Rinde näherten. Allein stets nur in der Ferne, und sobald es auf schnelle, wichtige Hülfe bei Fiebern und den eigentlich bösartigen Krankheiten ankommt, dann wären wir ohne die China oftmals ohne Rettung.

Mit vielen andern Arzneimitteln beider Indien ist dieß sicher derselbe Fall, so wie ebenfalls mit den eigentlich jetzt uns unumgänglich nothwendig gewordenen Gewürzen, und es schiene nicht überflüßig, wenn irgend ein Sachkundiger die einzelnen Naturprodukte nach der hier angegebenen Methode auseinander zu setzen die Muse hätte!

Bayerische Staatsbibliothek München

Jener Satz, „der Mensch könne weder die gemäßigte Zone in die heiße, noch auch ihre Produkte wechselseitig umschaffen," bleibt unveränderlich, und da die vielartigen Bedürfnisse, so wie die Schwäche und Krankheiten der kultivirten Völker zunehmen, so fordert Schuldigkeit, Gewissen und Religion die Machthaber auf, für die Nation, um derentwillen sie ihr Amt verwalten, alles für deren Hülfe aufzubieten, und auf irgend eine Weise die ausschließlichen Besitzer dieser Produkte dahin zu bestimmen, daß sie diese Nothwendigkeiten des civilisirten Lebens der Menschheit nicht gänzlich vorenthalten.

Bayerische Staatsbibliothek München

äßigte
lseitig
rtigen
r kul=
Ge=
ation,
deren
aus=
nmen,
s der

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm von,

Ueber Westindien, dessen Kolonialwaaren, und deren Surrogate

Leipzig 1811

It.sing. 560-1#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620557-7